Q
19¹

C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 1 : 1
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document

Q
191

Ω 19 1

Ⓔ 19

Der Christianeer

1738 Schulzeitung des Christianeums zu Altona 1930

Schriftleitung: Böge, O. I. g., Greve, O. I. r. / Literarischer Teil: Günther, U. I. g.
Sport: H. Müller, U. I. g. / Schulnachrichten: Stapel, O. II. g., Schöllner, O. II. r.
Anzeigen: Eichelbrenner, O. I. g. / Berater: Dr. Schmid.

Probenummer April 1930 / / / Preis 60 Pfg.

BIBLIOTHECA CHRISTIANEI ALTONENSIS

Aller Anfang ist schwer.

Wie bloß die Zeitung heißen soll?
Wie groß wohl ihr Format?
Soll'n alle Seiten proppenvoll,
Wie's jede Zeitung hat?

So fragt der Redakteur betrübt
Und weiß nicht aus noch ein;
Doch jede Arbeit will geübt
Und wohl erwogen sein.

Der Raum ist leider ziemlich knapp,
Die Zeit ist es noch mehr!
Und zudem, hier wie überall,
Ist aller Anfang schwer.

Heinz Müller, O II r.

Geleitwort.

Ueber die Frage einer Schulzeitung haben wir uns in der letzten Zeit viel Kopfzerbrechen gemacht. Vieles ist dafür und dagegen geltend gemacht worden; aber nach reiflichem Ueberlegen haben wir doch den Versuch gewagt, mit einer Probenummer vor Euch zu treten. Wir sind uns wohl bewußt, daß es nicht leicht ist, all den vielen Anforderungen, die an eine Schulzeitung gestellt werden, gerecht zu werden. Nicht allein den oberen Klassen soll die Zeitung etwas bieten, sondern auch Sextaner und Quintaner sollen ihre Freude an ihr haben. Deshalb ist es Aufgabe der Redakteure, unter den einlaufenden Beiträgen zu sortieren und zu streichen, bis für jeden etwas Interessantes in der Zeitung enthalten ist. Wir wenden uns aber mit unserer Zeitung über den Kreis unserer Mitschüler hinaus auch an deren Eltern, an frühere Schüler und an alle Freunde der Schule — kurzum an alle diejenigen, in deren Leben das Christianeum etwas bedeutet. Daher soll die Zeitung möglichst vielseitig sein; sie soll über alles berichten, was uns die Schule — abgesehen von der Vermittlung nützlicher Kenntnisse — Schönes und Wertvolles bietet. Sie soll über Sondervorfälle in den einzelnen Klassen berichten und dadurch die Klassen einander näher bringen. Sie soll jeden Schüler geistig anregen und zu eigenem Schaffen anspornen. Und nicht zuletzt soll sie das Gemeinschaftsgefühl unter allen, die zum Christianeum gehören — unter Lehrern und Schülern von einst und jetzt — pflegen; denn dies ist auch der Sinn des Namens, den wir unserer Zeitung gegeben haben.

Die erste Nummer, die wir Euch heute vorlegen, ist in gewisser Hinsicht die schwierigste. Sie wird natürlich mit scharfer Kritik gelesen, und von ihr hängt die Zukunft der geplanten Zeitung ab. In ihr soll Ziel und Zweck der Zeitung schon klar zum Ausdruck kommen. Unter diesen Gesichtspunkten haben wir die Beiträge ausgewählt. Ihr könnt uns wirklich glauben, daß es keine kleine Aufgabe war, diese Probenummer fertigzustellen. Von Euch hängt es nun ab, ob aus diesem Versuch eine dauernde Einrichtung werden soll. Seid Ihr mit dieser Nummer einverstanden, dann helft uns weiter! Werdet regelmäßige Leser des Christianeers und bringt uns jeden Einfall, sei er lustig, sei er ernst, der dem Zwecke unserer Zeitung dient.

H. M. O II r.

Gruß der Abiturienten.

Gern rufen wir Euch in der ersten Ausgabe der neuen Schulzeitung ein frisches, fröhliches „Glück auf!" zu Eurem kühnen, aber feinen Vorhaben zu. Da denkt nun gewiß mancher: „Ja, die haben gut rufen und fröhlich sein, die sind der Penne entronnen und haben das freie Leben vor sich, während wir hier noch täglich im Schweiße unseres Angesichtes büffeln müssen!"

Allerdings sind wir nicht gerade traurig, daß wir soweit fertig sind und daß ein neuer Lebensabschnitt vor uns liegt, der voll ist von immer neuen, ungewissen und gerade deswegen verheißungsvollen Erlebnissen. Aber war nicht die Schule eine mehr oder weniger ähnlich durchlebte Spanne unseres Lebens? Wenn wir sie oft nicht so erlebt haben, lag es ebensosehr an uns wie an der Schule, und das ist nicht nur in der Schule so, sondern überall im Leben. Wenn wir alles an uns herankommen, alles über uns ergehen lassen, wenn wir uns willenlos treiben lassen von dem öden Einerlei des täglichen Lebens, dann kann uns das Leben natürlich nichts bieten, und wir haben kein Recht, etwas zu fordern, vom Leben nicht und ebensowenig von der Schule. Wenn wir aber mutig an die Dinge herangehen, ihnen auf den Leib rücken und sie anpacken, uns mit Lust und Liebe ihnen hingeben, dann erst können wir etwas fordern und kommen bestimmt auch selbst vorwärts. Damit sind wir wieder bei unserer neuen Zeitung. Wir dürfen nicht zögernd abwarten und mal sehen wollen, was aus ihr wird, ob sie sich hält oder wer in ihr schreibt und wer nicht usw., sondern wir müssen tüchtig mit zugreifen und frisch und munter ans Werk gehen. „Frisch gewagt ist halb gewonnen!" Hier könnt Ihr Euch über alle Fragen offen und ehrlich unter Euch und mit den Lehrern unterhalten, hier ist Euch Möglichkeit gegeben, Euch untereinander besser kennenzulernen, damit Ihr nicht mehr kalt und verständnislos auf dem Schulhof aneinander vorbeizulaufen braucht, hier könnt Ihr auch, bevor Ihr Männer seid, Eure eignen Werke gedruckt sehen!

Gern hätten auch wir alle diese schönen Möglichkeiten ausgenutzt, aber wir kamen nicht rechtzeitig auf diesen schlauen Gedanken und bedauern es heute sehr. Daß wir nun aber etwas in Verbindung mit unserer Schule bleiben, regelmäßig von Euch hören und mitunter auch von uns erzählen können, darüber freuen wir uns mit Euch.

Stimmen aus dem Buche: Kriegsbriefe deutscher Studenten.

Von Jens Heimreich. U. I. g.

Da liegt das schlichte, graue Buch und wartet auf mich. Es ist kein aufdringlicher Roman, kein süßlicher Gedichtband, hier ist das Schicksal von hundert Studenten mit glühenden Lettern eingeprägt. Man liest, und die Welt versinkt um einen, zergeht in fahle Schatten, man hört Kanonendonner, und dann ist man in der Schlacht, auf dem gräßlichen, erschütternden Leichenfeld, im dumpfen Unterstand, oder man jagt sinnlos beim Sturmangriff über ein zerschossenes Feld. In diesem Buche offenbart sich nicht die einseitige Anschauung eines Remarque, sondern es sind über hundert Stimmen, die alle Verschiedenes aussagen. (Es sind auch Stimmen wie Remarque darunter.) Und doch bilden diese mahnenden, raunenden Stimmen, diese verzweifelten Schreie einen gewaltigen Chor, den Lobgesang einer vergangenen Generation.

Keiner ist da, der nicht mit seinem Leben abgeschlossen hat, der eine jubelt dem Tode zu, wie einem Erlöser von Schrecken und Elend, der andere klammert sich verzweifelt an das Leben, aber er weiß doch, daß er sterben muß. Da sinken die Menschen hin und sterben, gehen hinüber ins Jenseits. Wohin!? Wohin!? Noch nie hat diese Frage so eindringlich so viele Menschen bewegt wie in diesem Kriege. Der eine sagt, seine Seele geht ins große All über, um mit dem Allgedanken eins zu werden, der andere glaubt, daß seine Seele weiter und immer weiter wandert, und der dritte glaubt an ein Paradies.

„Es ist Gottes Wille!" Dieses Wort hat manchen zur Verzweiflung geführt, manchem aber war es ein willkommenes Heilmittel für unbeantwortete Fragen. „Alles und jedes, was der Mensch schafft, ist, um Gott zu dienen." Also auch der Krieg?

„Ich habe ein Leben gelebt, so sonnig und schön, daß ich als ein Glücklicher sterben werde," ruft einer. „Ich fühle eine Sendung in mir, ich habe den Menschen etwas zu sagen. warum soll ich denn schon dahingehen, der ich noch nicht geerntet habe?" sagt ein anderer wieder. Einer schreibt: „Was ist denn Schlimmes dabei, so einsam auf dem Felde zu liegen und zu verbluten?" Der nächste will lieber wie ein Hund in seiner Hütte dahinsiechen als hier sterben.

Das wären ein paar Gegensätze von Lebensdrang und Todessehnen. Es gibt viele, viele solche Gegensätze. Dieses „Den andern Vorsterben" ist keine sinnlose Begeisterung, sondern der Ausdruck einer Abgeklärtheit, die nur das Weltkriegserlebnis erstehen lassen konnte. Erschütternd sind auch die Worte eines Sterbenden: „Oh, Königin, das Leben ist so schön!"

Aber der Tod hält seine Ernte und sieht nicht, wen er zertritt.

Es wären noch zwei Stimmen gegenüberzuhalten: „Ich möchte den Pastor einmal herausbitten, der ein baldiges Kriegsende verflucht, weil es der Politik nichts nützt". Oder „Stellt euch doch einmal hierher, ihr hohen Herren, dann wird der Krieg keinen Tag mehr dauern". Oder „Wenn die Leute in der Heimat wüßten, wie es hier steht, würden sie keine sinnlosen Phrasen mehr fabrizieren". Wie flammendes Feuer, das in eisiges Wasser zischt, wirken die Worte begeisterter Studenten, die sich für Kaiser und Reich verstümmeln lassen.

„Der Krieg ist da, die große Enttäuschung ist da!" schreibt einer. Ja, die Enttäuschung, sie hat manchen Begeisterten verstummen gemacht. Ein anderer sieht die Verrohung der Soldaten, wie Remarque sie teils schildert. Soll er da nicht enttäuscht sein? „Wie gemein doch der Krieg ist, eine Kampfespause kommt einem wie eine Galgenfrist vor" usw. Sind das die Soldaten des siegenden Deutschen Reiches? — Nein! Begeisterung ist Wahnsinn, Fluchen und sich Verstecken Feigheit! Pro patria mori, mit zusammengebissenen Zähnen seine Heimat verteidigen, ohne den Ruf „Gott mit uns!" Sondern nur mit dem Bewußtsein, daß es etwas Höheres gibt, das den einzelnen Menschen erretten wird. Das müßte in diesem Kriege Ideal geworden sein.

Aber es gibt auch Stimmen in diesem Buche, die das Große und Schöne des Krieges besingen: „Das Schönste im Kriege ist die Kameradschaft!"

„Die Kompagnie ist die einzig mögliche Gemeinschaft!"

„Ich habe noch nie etwas so Großes wie diesen Sturm erlebt; ach, der Sturm war herrlich!"

Das furchtbare Erlebnis des Krieges zerdrückt und zerquetscht dem einen das feine Räderwerk seiner Weltanschauung, dem andern festigt es die schwachen, schweigenden Rädchen und Stäbchen zu einem starken Gefüge. —

Ich habe diese 400 Briefe gelesen, Briefe, die Menschen geschrieben haben, lebendige Menschen, Hoffnungen, Ahnungen und Enttäuschungen haben diese Menschen geäußert. Und nun sind sie alle tot. In diesem Buche konzentrierte sich der Gedankengehalt vieler, vieler, todgeweihter Studenten. Das ist es, was mir die heilige Scheu einflößt, dieses Buch kalt zu kritisieren. Denn die jungen Menschen haben das, was sie gesagt und geschrieben, mit dem Tode besiegelt.

Unsere Morgenfeiern.

Leider liegen viele Feiern schon so weit zurück, daß sie beginnen zu verschwimmen und nur noch der Grundton der Feiern nachklingt. Daher darf man keine Kritiken verlangen, die bis in die Einzelheiten gehen.

Das Fest Arbeit der O. l. r.

Mit einer Beethoven-Feier eröffnete am 9. September 1929 die O. l. r. die Reihe der Morgenfeiern. Die großen Schwierigkeiten, die gerade Beethoven als Mensch und Musiker bietet, schreckten die O. l. r. nicht von der Aufgabe ab, den genialsten Vertreter deutscher klassischer Musik den Schülern aller Klassen näher zu bringen. Der Mensch Beethoven wurde durch die Festrede, die Salzmann in eindrucksvoller Weise hielt, und durch das berühmte Heiligenstädter Testament, das Hoffmann stimmungsvoll rezitierte, — wohl hauptsächlich den älteren Schülern — nahe gebracht. Von Beethovens frühen Werken bis zu seiner spätesten Schaffenszeit wurden Proben geboten, die den Musiker Beethoven von seinen verschiedensten Seiten zeigten. Trotz beschränkter Aufführungsmittel machte es die O. l. r. möglich, eine schöne Aufführung der Egmont-Ouvertüre zu bieten. von Wegerer sang mit angenehmer Stimme zwei Lieder, und Hansen spielte den zweiten Satz aus der Klaviersonate op. 14 mit schönem Anschlag und erfreulicher Exaktheit. Der Chor „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium" beschloß würdig die eindrucksvolle Feier.

R. B. U. l. r.

Totengedenkfeier U. l. r.

Das außerordentlich reichhaltige Programm war fast etwas zu bunt, denn Hebbel, Walter Flex und Hofmannsthal sind doch drei zu verschiedene Welten, als daß sie harmonisch zusammenklingen können. So ist denn auch das Meiste von dem Gebotenen verronnen und gestaltlos geworden und nur das große Erlebnis von Hugo von Hofmannsthals „Tor und Tod" ist geblieben, und auch der Sprechchor, der C. F. Meyers „Totenchor" sprach,

läßt immer noch etwas in uns nachzittern, wenn wir die dumpfen und monoton gesprochenen Worte wieder in uns klingen lassen.

Unvergeßlich aber werden die wundervoll gesprochenen Worte Claudios in „Tor und Tod“ bleiben. Die herrliche, stimmungstiefe Sprache H. v. Hofmannsthals hätte keiner besseren Verkünder finden können als H. G. Möller, der alle anderen Auftretenden weit überragte.

Die Mutter (Brandt), die Geliebte (Peters) und der Freund (v. Lösecke) sprachen wohl noch etwas schülerhaft und theatermäßig, aber die ganze Szene, wo der Tod diese Personen emporreißt mit den zarten Klängen seiner Geige, die hat ja etwas gewollt Theaterhaftes.

So wurde diese Feier, trotz der Gegensätze im Programm, zu einer der eindruckreichsten und stimmungsvollsten. J. H. U. I. g.

Reformationsfeier U. I. r.

Es war zu begrüßen, daß wieder einmal eine religiöse Feier in der Schule stattfand. Den Anlaß zu einer solchen Feier gab der Reformationsgedenktag 1929.

Das Programm wurde würdig durch das C-Moll-Präludium von Johann Sebastian Bach, dem größten protestantischen Komponisten eingeleitet. Nach gemeinsamem Gesang „Aus tiefer Not“ führten uns die Thesen 36, 71, 72, 82 das erste Auftreten Luthers vor Augen. Die Stimmung jener Zeit wurde uns durch das Chorlied „Wacht auf“ von H. Sachs vermittelt. Dann gab uns Luthers Brief vom Dolmetschen einen Blick sowohl in die Schwierigkeiten einer guten Bibelübersetzung als auch in die Freude und Liebe, mit der er die Arbeit getan hatte. Er ging auf den Markt und „sah den einfachen Leuten aufs Maul“, um den rechten deutschen Ausdruck zu finden. Daß Luther auf diese Weise die schönste deutsche Bibelübersetzung geschaffen hat, zeigte uns die Vorlesung von 1. Kor. 13, 1—3 aus verschiedenen Uebersetzungen. Aber nicht nur machte uns die Feier mit Luthers Schaffen, sondern auch mit der herzlichen Heiterkeit seines Wesens bekannt. Der Brief an seinen Sohn Hänschen zeigte uns sein Verständnis für Kinder, der Brief an die Tischgänger seinen Humor. Nicht so glücklich schien mir die vierte Szene aus dem zweiten Akt von dem „Propheten“ in das Programm zu passen, obwohl sie nicht schlecht gespielt wurde. Ueberhaupt waren alle Rezitationen und Vorlesungen gut gelungen. Besonders gefielen mir die schönen Einzelgesänge. Den Abschluß dieser Feier bildete der gemeinsame Gesang „Ein feste Burg ist unser Gott“.

H. Stapel, U. II. g.

Weihnachtsfeier O. I. g.

Es war eine Feier, die den Duft des Weihnachtsfestes mitbrachte, und man spürte mit einemmal, daß ein großes Fest in der Nähe stand. Wenn das Fest von der O 1. g. auch veranstaltet war, so leisteten doch die jüngeren Schüler mehr als die Hälfte. Sie sangen sich mit ihren hellen Stimmen in Feuer, und besonders die lateinischen Gesänge erfüllten sie mit dem Bewußtsein höchster Gelehrsamkeit.

Vielleicht sah sich Thieme wegen der Jüngeren veranlaßt, das Märchen von der Selma Lagerlöf mit kindlichem Tonfall und väterlicher Zärtlichkeit vorzulesen.

Den feurigen Versen C. F. Meyers konnte Kuhlmanns leise und bewegliche Stimme nicht ganz gerecht werden.

Und doch nahm man das Gebotene mit einem Wohlwollen an, das der Feststimmung in unserem Innern entstieg.

Fröhliches Wochenende der O. II. r.

Die Reihe der sehr geistreichen und komischen Darbietungen wurde von einer glattgespielten Gavotte von Gossec eröffnet. Es war ein Stück, das sich außerordentlich dem Folgenden anpaßte. Es juckte einen förmlich.

Adolff trug mit „salopper Schmissigkeit“ den Falschmünzer von Liliencron vor. Adolff ist wirklich der geborene Falschmünzer, denn er hatte dieses Individuum regelrecht erlebt.

Wittmaack, der die „Katzen“ von Storm vortrug, hatte etwas von der Unbeholfenheit an sich, die der Katzenfreund im Gedichte besaß. Die Unbeholfenheit war aber diesmal am Platze.

Die musikalischen und poetischen Parodien von „Kommt ein Vogel geflogen“ waren wirklich geistreich und auch gut vorgetragen.

Sembach gab darauf mit großer Gelassenheit eine Schauerballade von sich. Sein „finsteres“ Aussehen machte die Angelegenheit noch unheimlicher. Lange noch lag der schreckliche Ernst wie eine drückende Last über dem Auditorium.

Die Berliner Gerichtsszene „Nante“, die nun folgte, war anfangs sehr belustigend. Besonders charakterisierte Schöllner die biedere Naivität des Angeklagten.

Dann aber stürzte sich ein Virtuose auf den Flügel, „griff tief in die Eingeweide“ (in die des Flügels natürlich), und ein toller Schlager wirbelte die Zuhörer zur Tür hinaus.

So endete diese Woche in grellen Mißtönen, aber es waren sehr geistreiche Mißtöne.

J. H., U. I. g.

Kolonialfeier der O. II. g.

Man muß der O. II. g. ein Lob spenden, daß sie versucht hat, uns diese brennende Existenzfrage unseres Volkes näherzubringen. Wenn es auch in der Aus- und Durchführung der Feier hier und da etwas haperte, kann mann die Morgenfeier doch als durchaus gelungen bezeichnen.

Vielleicht wäre es besser gewesen, die drei Vorträge in einen zusammenzufassen und diesen dann mit den — übrigens nicht ungeschickt gewählten — Gedichten zu umrahmen. Es liegt immer eine gewisse Gefahr darin, drei Redner über fast dasselbe Thema sprechen zu lassen, zumal wenn jeder eine andere Meinung (? die Red.) und, was die Hauptsache ist, Redeweise hat. Vor allem, bitte, nicht wieder soviel Pathos in einem lediglich Tatsachen bringenden Vortrag. Pathos ermüdet den Zuhörer schnell! Und wo bleibt dann die Wirkung des stilistisch gut angelegten Vortrages?

Ein uneingeschränktes Lob verdient jedoch der Vortrag des Musikstückes, der gute technische Durchbildung und Einfühlung in den Meister erkennen ließ.

Alles in allem eine Morgenfeier, die zeigte, daß sich auch die Jugend Gedanken um Deutschlands Wohl macht. Ein Treubekenntnis zum geliebten Vaterland. Ja, Treubekenntnis!

Liebe Mitschüler, geniert Ihr Euch das Deutschland-Lied laut zu singen, oder kennt Ihr den Text nicht?

E. G. H., U. I. r.

Weshalb ging ich zur Ausfahrt der „Europa"?

Nicht etwa um den „größten Dampfer Deutschlands" und „das schnellste Schiff der Welt" zu sehen!

Nein, ich wollte das schöne Schiff „Europa" sehen! Aber ich hatte noch eine andere Anteilnahme an ihrer ersten Fahrt.

In den Osterferien 1929 sah ich vom Grevenhof-Kai aus, wie ein schönes, stolzes Schiff, von einer Formenschönheit, wie sie mich noch nie so ergriffen hatte, von roten Flammen eingehüllt, unter beizendem gelben Rauch, besiegt und weidwund lag.

Ich sah, wie rostiges Braun die in ihrer Form so seltsam befriedigenden Schlote überzog; und noch nie hat ein Schiff einen solchen Eindruck von Erhabenheit und Kraft auf mich gemacht wie die bezwungene „Europa".

Seit der Zeit nehme ich im Innersten Anteil an dem Schiff, das ich so erniedrigt und erhöht zugleich sah. Und als auf der ersten Fahrt sich der gewaltige Bug wie ein Stück Land hinausschob, als seine edel geschwungenen Formen ganz den Eindruck der Materie verwischten, grüßte ich das schöne Schiff mit innerster Seele! Ich erkannte, es war eine gewachsene Idee, die zwar nur ein Einzelner hatte, die aber die Arbeit der Tausende zu einem gemeinsamen Menschenwerk gemacht hat, gefeit gegen Sturm und Brand!

Die Natur wollte es vernichten, aber die Menschen siegten,

dennoch!

E. A. E., U. I. g.

Homo Imperator.

Da steht ein Stuhl in steifer Pracht,
Vom Zahn der Zeit zernagt,
Vom ewigen Besessenwerden
Schon allzusehr geplagt.
Bedenke, dieser alte Stuhl,
Dies subalterne Wesen,
Besteht aus einer großen Zahl
Von Körpern auserlesen.
Atome sind es, die zugleich,
Wenn sie ein ganzer Haufen,
Als Elektronen schnell sich dreh'n
Und umeinanderlaufen.
Und aus Millionen von Atomen,
Millionen Weltbezirken,
Besteht der gute Stuhl allein.
Ein Stuhl mit Weltenwirken!
Doch wenn du wütend bist und wild,
Den alten Stuhl zertrittst,
So hast du eine ganze Welt
Zerschmettert, wie ein Blitz.
Ich sehe, du bist kühn und stolz,
Der Mensch ist doch gewaltig,
Zerschmettert eine ganze Welt,
Die elektronenhaltig. —
Doch sieh mal an, wie siehst du aus,
Wenn du in dieser Frist
Auch nur der millionste Teil
Von einem Stuhlbein bist,
Das irgendwo auf einer Welt
Weit fern von hier sich findet
Und als Bestandteil eines Stuhls
Sich unter andern schindet!

J. H.

Der Manteldieb.

Lateinstunde. — „Ihre Arbeit ist wieder gründlich verhau'n. Jawoll, sie müssen sich ordentlich ranhalten, wenn sie" — Bumbum, — es klopft und herein tritt der Beherrscher des Zeichensaals. „Heinz Müller! — wo ist er? Da draußen steht ein kleines Kerlchen, das will ihr Vater sein. Ach kommen sie doch bitte heraus!" Heinz Müller geht und läßt die Tür halb offen. Wir andern hören folgende interessante Unterhalteng: „Ist dies' Ihr Vater, Müller?" — „Nein!" — „Ist dies

Ihr Sohn, Herr Müller?" — „Aeh, dieser gerade nicht, daß muß ein Versehen sein!" — „Wie kommen Sie hier nach oben?" — „Aeh, ja, der Pförtner da unten hat mich hier in die Expedition geschickt, aber ich kenne mich *ja* nicht so aus hier (!!!)." Arglos läßt man den Herrn hinunter. Dann erst dämmert es bei uns — „Donnerwetter! wenn das man kein Mantelspezialist ist!" — Ein tapferer Obersekundaner stürzt die Treppe hinunter. Der Herr scheint lungenleidend zu sein, denn er steht unten in einer leeren Klasse am offenen Fenster und kann anscheinend gar nicht genug Luft schnappen. Damit er sich nicht erkältet, wird er gebeten, sich auf dem geheizten Korridor aufzuhalten. Es entspinnt sich unter uns eine angeregte Unterhaltung:

„Wo kommt der Kerl eigentlich her, he —?" Der Mann ist entrüstet: „Sie scheinen mich ungerecht zu verdächtigen. Ich bin gekommen, meinen Sohn zu entschuldigen!" — „Wie sieht denn der aus?" — „Ja, da fragen Sie mich, ich habe keine Photographie von ihm bei mir; so ungefähr wie ich!" — „Wie groß ungefähr?" — „. . . etwas kleiner als ich!" — „Was für Haare?" — „Aeh, auch so wie ich!" Allgemeines Gelächter. Dann hätte der hoffnungsvolle Sprößling ja eine Glatze haben müssen. —

Wir wissen jetzt, wen wir vor uns haben, und rufen die Polizei an. Den Herrn führen wir ins Direktorzimmer, wo er mit zwei Schülern allein bleibt. Hier erwacht in ihm wieder der Drang nach frischer Luft, denn das Fenster ist mit einemmal wieder offen. Als nach einer halben Stunde schwitzend ein Sipo angelaufen kommt, wird der Eindringling durchsucht. Eine Münzsammlung von allen heute im deutschen Staate gebräuchlichen Geldsorten, diverse Zigarettenetuis (der Bursche steckt sich noch eine geklaute Zigarette an) und anderes wird zutage gefördert. „Was haben Sie denn da drin?" fragt jemand und deutet auf seine umfangreiche Tasche. — „Da? — mein Arbeitszeug!" — „Donnerwetter, haben Sie aber feines Arbeitszeug!", die Tasche enthielt nämlich einen nagelneuen Wintermantel. — Der Mann wird abgeführt. Er hat noch drei Dutzend Pfandscheine bei sich. Der Wachtmeister reibt sich vergnügt die Hände und gratuliert uns.

In der Zeitung kann man am nächsten Tage lesen:

„Dank dem tatkräftigen und umsichtigen Eingreifen der Polizei gelang es, einen lange gesuchten Einschleichdieb in einer höheren Schule Altonas festzunehmen."

W. Schacht, O. II. r.

Die Wanderplakette zwischen dem S.T.V. „Bismarck" (Elmshorn) und dem A.O.T.V. „Palaestra".

Manchem ist gewiß schon die Plakette aufgefallen, die seit einiger Zeit unter der Gefallenentafel der „Palaestra" in der Aula hängt, aber nur wenige werden wissen, welchen Zweck diese Plakette hat und wie sie erworben worden ist.

Die Plakette wurde vor vier Jahren von dem Alten-Herren-Verband der Palästra gestiftet und sollte in jedem Jahr zwischen dem Schul-Turnverein „Bismarck" (Elmshorn) und der „Palaestra" ausgekämpft werden. Sie soll die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Schulvereinen aufrecht erhalten und fördern. Endgültiger Sieger und Besitzer dieser Plakette soll der Verein sein, dem es gelänge, sie dreimal hintereinander oder fünfmal außer der Reihe zu gewinnen.

Der erste Wettkampf fand im Jahre 1926 in Elmshorn statt und wurde von uns überlegen gewonnen. Im nächsten Jahre kamen die Bismarcker nach Altona. Sie besiegten uns und machten ihre Niederlage vom vorhergehenden Jahre wieder gut. 1928 fuhren wir wiederum nach Elmshorn, doch abermals mußten wir die Plakette dort lassen, denn die Bismarcker besiegten uns nach hartem Kampfe. Nun folgte der Wettkampf des Jahres 1929. Es hieß für uns gewinnen, wenn der Wanderpreis nicht in Elmshorn bleiben sollte; denn zweimal hatten die Bismarcker schon nacheinander gesiegt.

So kam der Tag, der die Entscheidung bringen sollte. Die Elmshorner kamen diesmal wieder nach Altona, begleitet von 40 ihrer Kameraden, die Zeugen eines hervorragenden Wetturnens waren. Unsere Turnhalle füllte sich, und es lag eine Spannung über den Zuschauern, denn jeder wußte, daß es einen harten Kampf geben würde. Da — Kommandos ertönen, und die Riege der Elmshorner marschiert auf, sieben kräftige, gesunde Gestalten. Wenig später folgen wir ihnen. Schon äußerlich unterscheiden sich die beiden Riegen. Die Bismarcker turnen in schwarzem Hemd und kurzer blauer Hose, wir dagegen in unserem alten traditionellen Turnanzug, dem weißen Hemd und der langen weißen Hose. Das Turnen beginnt. Zuerst wird Reck geturnt. Hei! wie klappen die Kippen. Tadellose Riesenschwünge werden gedreht; und das Ergebnis des Reckturnens lautet: Ein Punkt Vorsprung für uns. Doch nun kommt unsere schwache Seite, das Turnen am Pferd. In diesem Gerät sind uns die Elmshorner weit

überlegen. Daher das Resultat: 16 Punkte minus. Allgemeine Aufregung! Werden wir es noch schaffen? Es scheint beinahe aussichtslos zu sein. Doch geben wir den Mut nicht auf, denn das Turnen am Barren steht uns noch bevor. Langsam und langsam wird Punkt für Punkt aufgeholt, bis unser letzter Turner durch einen schneidigen Handstand das Ergebnis sicherstellt. — Der Sieg war unser mit 6 Punkten Vorsprung.

Beide Schulvereine haben jetzt zwei Siege errungen, und erst weitere Wettkämpfe werden entscheiden, wer endgültig Besitzer der Plakette wird.

Günther Neidhardt, O. II. r.

Baruch.

Von P. Günther, O. II. g.

Es gab keinen Menschen, der so viel Feinde unter den großen Leuten und so viel Freunde unter den Kindern und Tieren hatte als Baruch. Die Mohammedaner schalten ihn „Du Christenhund" —, und die Armenier nannten ihn verächtlich einen Ungläubigen. Und so wußte Baruch nicht, wer ihm in der letzten Nacht seine Hütte angezündet hatte. Die Moslem oder die Christen. Ruhig stand er in früher Morgenstunde am Ufer des Flusses, erhob seine Arme, wie er es gewohnt war, gegen Osten und sprach langsam und aus tiefster, sehnender Seele: „Friede . . . allen Wesen!" Dann wendete er sich gen Norden, Westen und Süden und wiederholte jedesmal dieselben Worte.

Im Busch aber lauerten dunkle Gestalten auf ihn und warteten, bis er sein Gebet beende. Jetzt vernahmen sie Baruchs Stimme: „Und auch ihnen, die mich in dieser Nacht meiner Hütte beraubten, Friede ihnen und den Ihrigen. Vergelte ihnen alles Arge mit Gutem und alles Unheil mit Heil! — Und Friede Deiner ganzen Schöpfung, welchen Namens sie sei und welchen Glaubens!" Und keine Bitte sprach Baruch für sich selbst. Da fuhr ein Zittern durch die Gestalten, die zur rechten Seite des Buschwerks lauerten, und die Lippen der Armenier, die gekommen waren, den „Verräter" zu strafen, flüsterten: „Er bittet für seine Feinde, — er ist Christ!"

Auf der linken Seite des Gehölzes standen zwei Moslem, sie ließen ihre Hände von den Dolchen sinken und murmelten: „Bei Allah, er ist rechtgläubig und ein Heiliger, denn er betet, wie der Prophet es geboten hat!" — Und beide Gruppen schlichen leise davon. Auch Baruch ging. Wenige Stunden später zog eine Schar Moslem zu Baruchs verfallener Hütte, beladen mit Holz und Mörtel, um sie wieder aufzubauen. Aber siehe da, die Armenier waren schon seit einer halben Stunde dabei, dasselbe zu tun. „Hinweg ihr Christenhunde", schrien die Mohammedaner, „Baruch ist ein Rechtgläubiger, denn er hat das Wort des Propheten erfüllt und den Frieden Allahs auf alle herabgefleht". „Er ist ein Christ", riefen die Armenier, „denn er betete für seine Feinde!"

Da rissen sie die Messer aus den Gürteln und drangen aufeinander ein. In diesem Augenblick erschien Baruch. — Mit einem Blick überschaute er alles und begriff den Grund des Streites. Seine Rechte erhebend, rief er laut:

„Hört mir zu, Brüder! Heute in der Frühe entfiel dieser meiner Hand ein rostiger Nagel und verletzte meine Linke. Meint Ihr, daß ich zur Strafe dafür die ungeschickte Rechte auch verwundet hätte? Nein, sondern ich reinigte die Wunde und sog sie aus und die Rechte verband sie. Denn eine Vergiftung des Blutes dürfte auch ihr den Tod gebracht haben. — So seid auch Ihr alle Glieder eines einzigen Leibes, und so eins von Euch vergiftet ist, besteht Lebensgefahr für Euch alle! Begreift Ihr das nicht, meine Brüder?"

Da entfielen den Angreifern die Messer, und der Friede Baruchs brach wie Sonnenleuchten durch das Gewölk ihrer dunklen Gedanken.

gez. Günther.

Der A. W. P. A. „Klio" im Schuljahr 1929/30.

Der Anfang war gut: Eine Osterreise: Zum Rhein natürlich. Was wir landschaftlich sahen, war herrlich; was wir an Kunstschätzen (Kirchen, Gemälden, Plastiken und heiligen Geräten) sahen, war wirklich „glänzend"; aber erfreut hat uns am meisten: der gute Wein und — daß wir erst drei Tage später zur Schule brauchten —.

Das Präsidium setzte dann diesen schönen Anfang fort mit einigen Neuerungen (z. B.: auf den Sitzungen müssen die Mitglieder außer einem größeren Vortrag nun auch noch drei — neuerding zwei — freie Vorträge hören). Aber von unseren Sitzungen und Zielen weiß man ja auf der Schule nicht allzuviel. Deswegen soll jetzt kurz geschildert werden, wie es auf ihnen zugeht:

Irgend jemand erfreut die Anwesenden mit einem (nicht immer) schönen Vortrag. Er hat sich ein Lieblingsgebiet gewählt, das die Akti-

vitas nun in regelmäßigen Zwischenräumen hört. Da spricht einer über „Der Buddhismus“, ein anderer über „Renaissance“ oder über „Architekturprobleme“ usw. Meistens schließt sich dann eine Debatte an, in denen der Vortrag eingehend besprochen wird. Dann folgen die zwei freien Vorträge, die stilistischen Perlen sein sollen und es nur selten sind. Dann sagt der Vorsitzende: „litterae ex, amicitiae!“ Hier stärkt man den etwas angegriffenen Geist mit Essen (das gehört zum Besten des Abends). Die „Amicitien“, so nennen wir zum Zeichen unserer humanistischen Bildung das nachfolgende „freundliche Beisammensein“, sind oft sehr gemütlich. Meistens quäkt dann ein Grammophon und dicke Rauchwolken ziehen zur Decke (die Gespräche dabei verinnerlichen sich aber nicht sehr oft).

Aber wie gesagt, davon wußte man in der Schule bisher noch nicht viel. (Vielleicht hielt man uns sogar noch für eine von einer seltsamen Idee befallenen Gruppe von Leuten, die den ganzen Abend Geschichtszahlen abfragen.) Wir wollen aber gern, daß das jetzt anders wird. Deswegen wollen wir auch bald mal eine Morgenfeier machen, die der Schulgemeinde von unserer Arbeit etwas zeigt.

Der A. W. P. V. „Klio“.

Das Sicheinleben in eine neue Schule.

Von S. Schöllner, O. II. r.

Das Einleben in einer neuen Schule ist für mich keine Neuigkeit mehr und vollzog sich bei mir bei meinen letzten Schulwechseln in einer vollkommen gleichgültigen und selbstverständlichen Weise, da ich bis jetzt nicht weniger als sechs Schulen besucht habee.

Meine erste Umschulung machte ich schon in der Vorschule durch, als meine Eltern von Berlin nach Lübeck verzogen. Von diesem ersten Eintritt in eine neue Schule habe ich nicht besonders viel mehr behalten. Ich glaube aber sicher, daß ich sehr schön und mit klopfendem Herzen, die große Schulmappe auf dem Rücken, an der Hand des Lehrers in die Klasse marschierte, wo mich ungefähr 40 Augenpaare mit Neugier erwarteten.

Als mein Vater aber drei Jahre später nach Hamburg versetzt wurde, kam ich auf das Christianeum, das mir offen gestanden von allen sechs Schulen am besten gefiel. Hier war mein Empfang wesentlich stürmischer. Ich mußte allein in die Klasse im untersten Flur gehen, sagte dort „Guten Morgen“ und setzte mich in der ersten Reihe auf einen Eckplatz. Nach kurzer Zeit kam der Platzinhaber, dessen Platz ich besetzt hatte, und fragte mich barsch, wie ich eigentlich hieße und was ich hier wollte. Da ich auf die heftigen Worte nicht antwortete, begann der Obengenannte mit mir einen kleinen Ringkampf zu veranstalten. Im Augenblick hatte die ganze Klasse einen Kreis um uns gebildet und fing aus Leibeskräften an zu schreien. Darauf eilte sofort mein neuer Klassenlehrer herbei, sodaß der Kampf nicht zur Entscheidung gebracht wurde. Nachdem die nächste Woche noch etwas kühl vergangen war, bahnte sich doch allmählich eine immer herzlichere Freundschaft mit den einzelnen Klassenkameraden an. Doch nicht allzulange währte die Freude in Altona. Mit dem Zeugnis für Untersekunda mußte ich traurig Abschied nehmen, um meine Schülerlaufbahn in Köln fortzusetzen.

Viel Freundliches wurde mir nicht prophezeit. Mein Klassenlehrer sagte, ich würde wahrscheinlich dort sitzen bleiben, und von verschiedenen anderen Seiten wurde mir gesagt, daß die Katholiken keinen Evangelischen in der Klasse dulden würden usw. Ungern trat ich die Reise an den schönen Rhein an. Doch ich wurde vollkommen nach der allerangenehmsten Seite enttäuscht. Die Klasse behandelte mich vom ersten Tage an als einen Kameraden. Kein Absondern und kein Abstoßen wurde mir zuteil. Ein Katholik wurde mein bester Freund. Genau das Gegenteil der Prophezeiung trat ein. Und daß selbst Lehrer keine Propheten sind, wurde mir am Schluß des Jahres bewußt, als ich mein Versetzungs-, leider aber auch mein Abgangszeugnis in der Hand hatte.

Die nächste Etappe führte mich an den düsteren Niederrhein nach Goch Das Gymnasium befand sich in Cleve, 13 Kilometer von Goch entfernt. Mit dem Zug mußte ich jeden Morgen nach Cleve fahren. Zum erstenmal stand ich mit meinem Vater, der mit dem Direktor noch einige Angelegenheiten zu ordnen hatte, und mit meinem Bruder auf dem Gocher Bahnsteig und wartete auf den Zug. Ueberall standen einige kleine Gruppen von Schülern, deren Anblick einen Großstädter unwillkürlich zu einem etwas höhnischen Lächeln zwang. Bauernknaben glotzten den Neuling mit der roten Samtmütze aus Köln an.

Vollkommen fremd kam ich in die Klasse, und fremd wurde ich behandelt. Kaum ein Wort wurde mit mir am ersten Tag gesprochen. Als ich am Mittag auf dem Clever Bahnhof auf den Heimzug wartete, gingen drei Klassenkameraden, die mit demselben Zug fuhren, ohne mich anzusehen, an mir vorbei. Am nächsten Morgen dieselbe Geschichte. Mittags stieg ich in ihr Abteil, um mich ihnen anzuschließen. Aber auf der ganzen Fahrt wurde im Abteil kein Wort gesprochen. Erst nach Wochen war das harte Eis gebrochen, und

man unterhielt sich mit mir über die Feldarbeit, Ameisen, Eichhörnchenzüchtung und andere Sachen, von denen ich keine Ahnung hatte. Daher fiel es mir nicht schwer, von Goch-Cleve Abschied zu nehmen und wieder nach Hamburg überzusiedeln. Wegen der großen Entfernung unserer Wohnung vom Christianeum, mußte ich zuerst auf dem Johanneum in Hamburg die Schulbank drücken. Mitten in der Geschichtsstunde brachte mich der Hausmeister in die Klasse. In der Pause erkundigten sich nur meine Nebenleute nach meinem Herkommen, während die anderen Klassenkameraden keinerlei Notiz von mir nahmen. Am andern Morgen sagte ich, als ich das Klassenzimmer betrat, „Guten Morgen". Alle guckten mich erstaunt an, aber keiner erwiderte meinen Gruß. Auf dem Johanneum herrscht eine gewisse Absonderung derer, die in Uhlenhorst oder Harvestehude wohnen und oft mit ihrem Geld gegenüber anderen Kameraden protzen. Deshalb war bei mir wie bei meinem Bruder die Freude groß, als wir wieder auf das geliebte Christianeum zurückkehren durften.

Abschiedsgruß an Herrn Prof. Holst.

Leider soll es nun Wahrheit werden, daß unser von uns allen sehr verehrter Herr Professor Holst für immer von seiner Tätigkeit als Lehrer am Christianeum scheidet. Es ist sicher noch viel zu früh für einen trotz seiner Jahre noch völlig frischen Mann; aber jetzt fordert die gesetzliche Berufszeit, die schon 2 Jahre überschritten ist, doch seinen Rücktritt. Wir Schüler sehen Herrn Professor Holst mit dem aufrichtigsten Bedauern von uns gehen, denn er begegnete uns immer mit der größten Freundlichkeit und Liebe. Wir fühlten uns wirklich mit ihm als Berater in allen Dingen aufs engste verbunden. 41 Jahre lang hat er viele, viele Christianeer unterrichtet, und alle diese, unter denen jetzt schon Söhne seiner ehemaligen Schüler sind, werden sicherlich immer, wenn sie sich an ihre Schulzeit erinnern, gern an ihren lieben Herrn Professor Holst denken, von dem sie viel für ihr Leben gelernt haben.

All die Jahre seines Wirkens an unserer Schule bemühte Herr Professor Holst sich mit großer Hingabe um die körperliche Ertüchtigung seiner Schüler im Turnunterricht. Nie ließ er es an Rücksichtnahme für die Schwachen fehlen, und doch ersparte er nie den Fähigen die zu Zeiten nötige energische Aufmunterung. Er wurde daher auch von seinen Schülern im Turnunterricht stets verehrt, und die Palästra wußte sich keinen besseren Protektor zu wählen als ihn. 22 lange Jahre hat er ihr mit liebenswürdigem und erfahrenem Rat in allen Angelegenheiten treu zur Seite gestanden. Die Palästra möchte ihm auch an dieser Stelle aufs Herzlichste für seine aufopfernden Dienste am Verein danken. Wir wünschen ihm alle, er möge auch noch im Ruhestand unserem Wahlspruch „mens sana in corpore sano" nachleben.

Fritz Ohlsen, O. l. g. Palästra X.

Die neuen Sextaner.

Mit den neuen Sextanern, die soeben 70 Mann stark die Aufnahme-Prüfung bestanden haben, hat das Christianeum einen besonders starken Nachwuchs bekommen.

Im Folgenden bringen wir zwei Aufsätze von Quintanern, die sich während der Aufnahmeprüfung der Neulinge ihre eigenen Gedanken über diese gemacht haben:

I.

1. Heute ist Mittwoch. Ich will in die Klasse gehen und meinen Zeichenkasten holen, denn wir haben heute Zeichnen. Ich mache die Tür auf. In der Klasse ist ein Lärm, daß man sich die Ohren zuhalten möchte. Es sind die neuen Sextaner (Babys), die den Lärm verursachen. Vor mir stehen drei, ein großer und zwei kleine. Sie erzählen sich, wieviel Butterbrote sie mitgenommen haben. Links von mir liegen sich zwei in den Haaren. Ich wollte zum Schranke gehen, denn dort ist mein Zeichenkasten drin. Vor dem Schrank stehen sechs Prüflinge. Ich will mich durchzwängen. Da ruft der eine:

Babyklasse,
Untertasse,
Brot vergessen,
Nachgesessen.

Die anderen lachen. Ich lache auch. Diesen kleinen Vers hatte ich früher auch immer gesungen. Jetzt hole ich meinen Zeichenkasten und Block. Da fällt ein Blatt heraus. Ein Siegfried mit einem Schwerte ist draufgezeichnet. Ich will es aufheben, aber die „Babys" haben es schon. Ich habe das Blatt nie wieder gesehen. Die Fenster waren zu. Die Luft aber war hier im Zimmer nicht zum Aushalten, man konnte drin „schwimmen". Die Sextaner sind zuerst alle „luftscheu". Diese Entdeckung machte ich bei den Sextanern. Gust.

II.

Vor einigen Wochen lagen wir um diese Zeit wohl noch im Bett und lasen. Das hatten wir den neuen Sextanern zu verdanken. Denn die Zahl derselben war so groß, daß nicht nur die Sexta, sondern auch die Quinta proppenvoll von ihnen besetzt war. Da konnten wir eine Woche lang bis 10 Uhr im Bett bleiben. Das habe ich auch wohlweislich besorgt. Als ich dann am ersten Tag der schönen Zeit in die Schule kam, strömten mir sehr viele kleine Jungs entgegen. Einige freuten sich, einige auch nicht. Als ich in unsere Klasse wollte, sprangen die kleinen Kerle wie wildgeworden auf den Bänken umher. Am nächsten Tag, in der Pause, wimmelte der ganze Schulhof von diesen Biestern. Kriegen spielten sie und taten so, als gehöre ihnen der Schulhof. Einer sauste mir 2 Zentimeter an der Nase vorbei. Der nächste rannte gegen meinen Bauch, daß ich umfiel. Frech müssen frischgebackene Sextaner auch sein. Das war ich außerdem auch. Hübner (V).

Schulnachrichten.

Mit dem Wechsel des Schuljahres treten einige

Veränderungen im Lehrerkollegium

ein. Es verlassen uns: Herr Prof. Holst und Herr Studienassessor Gohdes. Dafür treten in die Schulgemeinschaft ein die Herren Studienräte Kreyenbrock und Dr. Schnack.

Liste der Abiturienten.

O. 1. g.:

Becker, Buhr, Ewald, Franke, Hein, Hertzberg, Hübner, Kuhlmann, Lange, Lemcke, Lübbe, Munk, Perl, Radetzky, Reuter, Schlunk, Schmidtke, Thieme.

O. 1. r.:

Charisius, Duggen, Eyler, Hansen, Hoffmann, Jansen, Jens, Johannßen, Kock, Kohbrok, Künner, Möller, Monhaupt, van Ophemert, Prüser, Radke, Salzmann, Schreiber, Stoldt, von Wegerer.

Schwimmzeugnisse.

In diesem Jahre haben sich folgende Schüler von Sexta bis Obertertia Schwimmzeugnisse erworben:

A. **Freischwimmen** (1/4 Stunde Brust):

Sexta: Eggers, Schacht.

Quinta: Fleeth, Kühl, Schmid, E. O. Tormählen.

Quarta: R. Dittrich, Grelck.

U. III. r.: v. Ahlften, O. Dittrich, Hendrich, Noodt, Schmidt, Stadelmaier, Zander.

U. III. g.: Dorn, Fleeth, v. Glahn.

O. III. r.: Birckenstaedt, Gehlsen, Rickmann, Tacke, Schärfe.

O. III. g.: Grelck, Meißner, Schumacher.

B. **Fahrtenschwimmer** (3/4 Stunde beliebig):

Quinta: v. Ahlften, Densow, Horn, Türk, Zander, Middendorf.

U. III. g.: Clasen, Fleeth, v. Glahn, Heydorn, Schröder.

O. III. r.: Gehlsen, Tacke.

O. III. g.: Meißner, Tormählen.

Tafelgespräch.

Der Mathematikprofessor doziert an der Tafel. Klapp, fällt Kreide, klapp, fällt das Lineal, wenn er sich dreht. Allgemeine Heiterkeit. „Tja,“ sagt er entschuldigend, „wissen Sie, an der Tafel bin ich immer so'n bißchen beschränkt!“

Unheil, nimm welchen Lauf
du willst!
(Shakespeare, Julius Cäsar)

Geheimnisvolles Tuscheln — wichtige Amtsmienen, —
Lehrer wechseln bedeutende Blicke. Notizbücher rascheln.
Lehrer addieren, subtrahieren — Schüler addieren, subtrahieren —
Resultat stimmt nie — Konferenzpsychose.
E. A. E.

Schul-Buchhandlung

von

Anton Send

Altona, Königstraße 145

empfiehlt

sämtliche am staatlichen Christianeum in Altona eingeführten

Schulbücher!

Papierhandlung
für den Schulbedarf

H. B. C. Siems

(Inhaber: Karl Rothe)

Altona, Königstraße Nr. 143

Der Caesar-Roman
Mirko Jelusich

CAESAR

504 Seit. i. Leinen Mk. 9.-, 13. Auflg.

»Ein grandioser Roman. Die Schilderungen sind von einer szenischen Belebtheit, die sich schlechthin nicht mehr überbieten läßt.«
Hamburger Nachrichten.

Vorzugs-Angebot

der Buchhandlung

J. Harder, Altona-E.

Königstrasse Nr. 172–74
(Neben dem Altonaer Stadttheater)

10% Ermäßigung!

beim Kauf von 20 Exemplaren.
Sammelbestellisten kostenlos!

F. L. Mattigsche Buchhandlung

Inhaber: Dr. H. Lüneburg

Altona, Königstraße Nr. 114

Fernspr.: D 2 Klopstock 6108

Gegründet 1853

Sortiment
Antiquariat

75 Jahre bewährt 75 Jahre als günstigste Bezugsquelle für schöne u. wissenschaftliche Literaturen.

Reichhaltiges Lager // rascheste und pünktliche Besorgung nicht vorrätiger Bücher // Abonnements auf in- u. ausländische Zeitschriften.

Huthaus Rusolt

Altona, Holstenstraße Nr. 67

Führendes Schülermützen-Geschäft am Platze!

Vorschriftsmäßige Schülermützen

sämtlicher Altonaer Schulen

trotz best. Ausführung nur Mk. 4.50

mit breiter Tresse 50 Pfennig mehr.

Buchhandlung

Hermann Lorenzen

Altona-Elbe, Behnstraße Nr. 83

Fernspr.: D 2 Klopstock 3590

Christianeer!

Bevorzugt bei Euren Einkäufen die Firmen, die auch in Eurer Zeitung inserieren!

Druck: Heinrich Barkow,
Altona, Reichenstraße 18.

Der Christianeer

1738 Schulzeitung des Christianeums zu Altona 1930

Schriftleitung: Böge, O. I. g., Greve, O. I. r. / Literarischer Teil: Günther, U. I. g.
Sport: H. Müller, U. I. g. / Schulnachrichten: Stapel, O. II. g., Schöllner, O. II. r.
Anzeigen: Eichelbrenner, O. I. g. / Berater: Dr. Schmid.

Nr. 2 / 1. Juli 1930 / Puan-Klent-Nummer / Preis 30 Pfg.

Geleitwort zur Puan-Klent-Nummer.

Diese Nummer unseres „Christianeers" hat eine besondere Bedeutung, da sie denen, die in den nächsten Jahren nach Puan-Klent gehen werden, einen Einblick in das Lagerleben und eine Beschreibung dieses entzückenden Erdenflecks geben soll. Das Christianeum hat zum ersten Mal im Jahr 1925 Schüler nach Puan-Klent entsandt, und zwar waren es damals Primaner und Obersekundaner; im Jahr 1926 unternahmen die Fahrt die 4 Klassen der Sekunda; 1927 waren es die Obertertien und Untersekunden, 1928 sogar 8 Klassen, nämlich die Ober- und Unterprimen (g und r) und die Ober- und Untertertien (g und r), 1929 nur die beiden Untertertien, und endlich 1930, als neue und nunmehr endgültige Zusammenstellung, die Unterprimen und Untertertien, sodaß in Zukunft jeder Schüler zweimal in seiner Schulzeit nach Puan-Klent kommen soll. Die Sylt-Fahrt findet immer im Frühjahr statt, da in dieser Zeit das Lager noch wenig besucht ist und wir deshalb viel Bewegungsfreiheit haben. Aber es gibt in Puan-Klent nicht nur Freiheit, sondern auch regelmäßigen Unterricht, der sich freilich in vielem von dem Altonaer Unterricht unterscheidet; Naturwissenschaft und Sport haben dort ein besonders reiches Arbeitsfeld; in den Abendunterhaltungen kommen Schülertalente verschiedenster Art, Vortragskünstler, Musiker, Schauspieler, zum Wort. Es ist eine besondere Vergünstigung für unsere Schule, in diesem „Hamburger" Jugendferienheim so etwas wie Heimatrecht genießen zu dürfen, und jeder von uns muß sein Bestes dazu beitragen, damit die Wochen in Puan-Klent harmonisch verlaufen, denn nur dann kann diese gute Einrichtung an unserer Schule dauernden Bestand haben.

G. U I g.

Die Wattwiese.

Von H. Lütgens, U. I. g.

Es ist wohl niemand, den nicht bei diesem Namen die Erinnerung an unser herrliches Spielfeld in Puan überkommt, wo wir, diesmal vom Wetter sehr begünstigt, so schöne Stunden fröhlichen Spiels verlebt haben. Wir sehen sie vor uns liegen, vom strahlenden Glanz der Morgensonne überflutet, rechts die hohen weißen Dünen mit ihrem grünen Strandhafermantel, links von ihr das schwarze Watt, in der Ferne die Inseln Amrum, Föhr und das hell glitzernde Meer. Bei solchem Anblick stiegen wir jeden Morgen über die Dünen hinunter zum Spiel, besonders zum Faustballspiel, das wir während unserer ganzen Aufenthaltszeit leidenschaftlich betrieben. Es war ja auch zu schön, gleich nach dem Morgenfrühstück sich im wahrsten Sinne des Wortes die Müdigkeit und Trägheit aus den Gliedern spielen zu können.

Aber nicht nur der Morgen sah die Wattwiese so fröhlich belebt und farbenprächtig. Gleich nach dem Mittagessen war schon wieder alles da, mit niveaglänzendem Körper; nur mit Turnhose und Schuhzeug bekleidet, sieht man die Fuß- und Handballspieler, die Anhänger des Hockeyspiels und die Faustballmannschaften mit Lust und Freude bei der Sache oft bis spät am Abend.

So wurde die Freizeit in bester Weise ausgenutzt und der Körper kam reichlich zu seinem Recht. Soviel uns Puan-Klent bieten konnte, soviel die Natur zu einem gesunden und fruchtbaren Aufenthalt beitrug: die Wattwiese wird immer bei uns in besonders dankbarer Erinnerung bleiben.

Abschiedsszene in Puan.

Von W. Schacht, U. I. r.

Wir Christianeer, besonders wir Unterprimaner, fanden es sehr erfreulich, daß Mädels mit nach Puan-Klent kommen sollten. Es waren dies Schülerinnen einer höheren Hamburger Handelsschule. Anfangs kamen wir kaum miteinander in Berührung, doch bald erwärmten sich die Beziehungen. Man spielte zusammen Faustball, tanzte in den Dünen bei Grammophonmusik oder ging zu Zweien spazieren. Der aufmerksame Beobachter würde abends über den Dünenkämmen sicher hier und da ein paar Köpfe beobachtet haben, die sich gegen den Nachthimmel abhoben. Bei gelegentlichen Unterhaltungs-Abenden tanzte man zusammen Schmetterlings- und andere schöne Volkstänze. Doch nur zu kurz war die schöne Zeit. Die Trennungsstunde rückte unerbittlich näher. Wir beschlossen, den Abschied wenigstens würdig zu gestalten. Am Abend vor der Abreise veranstalteten Jungen und Mädels unter Marschmusik eine Prozession zum „Geist von Puan-Klent", der alten hölzernen Jungfrau auf der Düne. Hier sollte sich der Abschiedsakt abwickeln. Ein Mädel hielt eine kleine Ansprache an die „Christianesen" und trug ein Gedicht auf den „Geist von Puan-Klent" vor, das hier abgedruckt werden soll:

Im tobenden Meer, im Wellenschlag,
Hast du gewohnet Tag für Tag,
Bis daß dich des Geschickes Hand
Entsandte nach dem Sylter Strand.

Vereinsamt bist du hier gewesen,
Bis daß so ein'ge Christianesen
Mit Freud und Jubel dich bedacht
Und dich nach Puan-Klent gebracht.

In Puan-Klent die Jugend schaltet
Und guter Geist mit ihnen waltet.
Als guter Geist sei du Symbol
der Jugend, Puan-Klentes Wohl!

Nach der Ansprache sollte programmäßig Neptun mit seinem Stabe erscheinen. Wir hatten ihn aus der Tiefe des Meeres heraufgebeten, und er erschien unter schauerlicher Blechmusik mit einem halben Dutzend Gefolgsleuten. Die dem Neandertaler Menschen gleichenden Gestalten waren unter den kolossalen Seetangbärten kaum zu erkennen. Besonders würdig wirkte Neptun in seinem weiten Gewand. Er trug einen Zylinder, der botanischen Ursprungs war, und einen Dreizack, der fast so aussah, wie ein paar zusammengebundene Hockeyschläger. Er erhob seine mächtige Stimme zu einer gewaltigen

Rede, aus der wir, wegen ihrer Länge, nur ein paar Sätze wiedergeben können:

„Liebgewordene Störenfriede! An eurem Abschiedsabend seid ihr — sind wir aus den salzigen Fluten heraufgestiegen, um euer liebliches Gemecker noch mal anzuhören; (die Gefolgschaft wiederholt grollend: Gemecker anzuhören). — Viele von euch hatten uns bereits auf der Herfahrt tief in ihr Innerstes blicken lassen, als sie uns ihr Bestes darbrachten, (Chor grollend: — tief in ihr Innerstes blicken lassen —). — Wir nahmen dieses Opfer dankend an, denn Liebe geht durch den Magen. (Gefolge dumpf: Liebe geht durch den Magen —)." — Der trefflich beobachtende Neptun sprach auch von den auf den Dünenkämmen lustwandelnden Grazien, die die Blicke der lernenden Christianesen vom Unterricht ablenkten und schloß mit der Bemerkung, daß die Mädels so braun gebrannt heimkehrten, wie die „Astralneger". (Was dieses Wort bedeutet, wissen nur die Eingeweihten; das Gefolge wiederholte es besonders grollend.)

Während der Rede des Neptun war eine starke Brise aufgekommen, so daß die Bärte der Meermänner sich langsam in Wohlgefallen auflösten. Es blieben nur ein paar frierende Gestalten zurück. Neptun verschwand.

Im Anschluß daran folgte eine Wiederholung des „Fröhlichen Wochenendes der O. II. r.", die bei einem derartig begeisterten Publikum noch besser gelang und stürmischen Beifall erntete.

Nach List.

Von H. Bülk, U. I. g.

Es geht nach List, dem sagenumwobenen Nordkap Sylt's. Zwar dürfen nur Primaner mit, denn für die „Kleinen" ist es zu anstrengend, und sie sollen unter der Obhut von Herrn Thom nach Hörnum wandern. Am Abend vorher wird der Weckbefehl ausgegeben, und dann geht es früh in die Federn, wollte sagen, Bretter.

Um 4 Uhr wird jeder unbarmherzig aus dem Bett geworfen und beim Waschen fällt dann jede noch vorhandene Müdigkeit ab. Die Küche hat sich, liebenswürdig wie immer, bereit erklärt, uns zu versorgen, und um 4,45 Uhr geht es endlich los.

Wahr dich, List! Wir kommen!

Bei schönstem Wetter beginnt der Eilmarsch. Bis Westerland 2 Stunden über Rantum, vorbei an den neuen Eisenbahnheimen und dann auf angedeuteter Straße nach Westerland zum Kleinbahnhof; in den Norderexpreß, und die Fahrt beginnt.

Jetzt ist der Nebel aufgestiegen, der sich immer mehr verdichtet, und nur undeutlich sehen wir Wenningstedt, Kampen und Klappholttal liegen.

In List wartet unser eine Tasse herrlichen Kaffees und, o Wonne, eine Scheibe Weißbrot. So gestärkt treten wir an die Königsbucht, wo eine große Flughalle liegt, die leider nicht besichtigt werden kann. Ferner ist hier in List die Austernzüchterei sehr auf der Höhe, und wir lauschen andächtig den erklärenden Worten unseres Biologen.

Dann geht es an der Wattseite südwärts, leider immer im dicken Nebel, sonst hätten wir sehr schön Morsumkliff sehen können. Plötzlich biegt unsere Spitze rechts ein, und wir stehen vor einer riesigen Wanderdüne, die sich gelbgrau im Nebel vor uns wölbt und 300–500 Meter lang ist. Hinauf; eine Aufnahme wird gemacht, die wegen Nebels ausfällt; wieder hinunter und weiter; denn der Hunger nagt an uns.. Das Frühstücksbrot ist natürlich schon in Rantum beseitigt worden, und in Klappholttal, einem Jugendlager, sollen wir dinieren.

Weiter geht es, und wir kommen zu Militärbaracken, die mit Küstenwehr-Artillerie belegt sind. Die Soldaten sind gerade beim Essen, und es werden von unserer Seite zwecks Teilung der Ration Verhandlungen angeknüpft, die aber an beiderseitigem Hunger scheitern. Zu unserem Bedauern fiel die vorgesehene Schießübung aus.

Wir trennen uns, einige nur schwer, von den Kriegern, und gehen zur Vogelkoje, die ganz in der Nähe liegt. Sie steht zwar außer Gebrauch, aber es ist doch ein Genuß, wieder Bäume und Sträucher zu sehen.

Jetzt aber zum Essen! Im Lager, in Baracken, wie sie früher auch in Puan-Klent standen, wird gegessen —, wenn man sich so zart ausdrücken will.

Mit schwerem Magen, aber leichtem Herzen, geht es dann weiter am Außenmeer zum Roten Kliff bei Kampen. Vorher zeigten

uns einige eingestürzte und unterspülte Betonunterstände, wie das Meer hier gewütet hatte. Während an der übrigen Küste Sylt's meistens Dünen liegen, steigt hier bei Kampen das Kliff steil, etwa 15—20 Meter, in die Höhe.

Ein Teil geht nun an der Brandung entlang, ein anderer die Chaussee. Man spürt allmählich seine Füße und sucht möglichst schnell nach Westerland zu kommen, von wo der Zug uns wieder in die Gefilde Puan-Klents bringen soll. Schließlich ist man dort, und, da wir noch 1½ Stunden bis zur Abfahrt haben, wird die Zeit hingebracht. Wie? Nun, Westerland ist Badeort, und es gibt dort viele schöne Dinge. Um 7 Uhr bringt uns dann die Bahn nach Puan zurück, wo wir mit dem tiefbefriedigten Gefühl, den Tag gut ausgefüllt zu haben, ins Bett sinken und besonders gut schlafen.

Nachtwanderung auf Sylt.

Zu den vielen schönen Erinnerungen, die wir dieses Jahr von Sylt mitgenommen haben, gehört auch die Nachtwanderung.

Daß wir auf den Gedanken kamen, eine Nachtwanderung zu veranstalten, war bei dem schönen Wetter leicht erklärlich. So kam es denn, daß eines Abends ein Primaner an jedem Primanertisch verkündete: „Heute abend um 9,30 Uhr alles möglichst unauffällig am Strand zusammen kommen, denn außer uns braucht niemand Wind davon zu bekommen.“

Pünktlich (!) um 9,30 Uhr ist alles am Strand versammelt. Am Horizont ist noch ein letzter roter Schimmer des vergangenen Tages zu sehen. Allmählich wird es dunkel, und der Mond mit seinem Silberglanz kommt zum Vorschein. So geht es dann immer am Strand entlang. Der Plan ist, die Südspitze zu umwandern. Ständig flackert vor uns beinahe gespenstisch das Licht des Hörnumer Leuchtturmes. Doch da blitzt gerade in der Richtung, wo wir Helgoland vermuten, ein heller Schein in den Wolken auf, und man soll auch hier bei klarem Wetter die Lichtreflexion des Helgoländer Leuchtturmes sehen können. Doch auch in anderen Richtungen bemerken wir jetzt Lichter.

Unterdessen gelangen wir allmählich an die Ostseite; dort wollen wir ein Feuer anmachen. Wir suchen uns einen geeigneten Platz, und schnell wird ein Stapel Holz aufgeschichtet, denn das Meer hat gerade hier viel angeschwemmt. Bald flackert das Feuer lustig auf, und nicht lange dauert es, da lodern die Flammen himmelan, daß der Mond und eine in der Nähe stehende Bake erblassen müssen. In Gedanken versunken liegen oder stehen alle ums Feuer herum, bis Dr. Schmid das Wort ergreift. Aus seinem Munde erhalten wir nun die Gewißheit, daß unser verehrter Lehrer Dr. Schmid zum letztenmal mit Christianeern hier in Puan Klent weilt, da er uns zum Herbst verlassen muß. Herr Dr. Schmid war es, der sich besonders lebhaft für die Puan-Klent-Fahrten eingesetzt hat, die in so großem Maße die Gemeinschaft der Schüler untereinander und zwischen Lehrern und Schülern stärken. Er bittet uns nun mitzuhelfen, damit dieses schöne Unternehmen aufrecht erhalten bleibt und das Christianeum seinen festen Platz in Puan-Klent behält. Dann singen wir einige schöne Matrosen- und Soldatenlieder. Aus kräftigen Kehlen braust über die See der Gesang: „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd . . .“ Man fühlt sich ins nächtliche Soldatenlager versetzt. Schweigend hängt jeder seinen Gedanken nach. Doch nicht lange währt das Schweigen, die Jugend macht sich wieder in Witz und Scherz bemerkbar, und das lustige Treiben dauert fort, bis das Feuer zusammenstürzt und verglimmt.

Wir brechen auf, und schweigend und fröstelnd zuerst setzen wir am Watt entlang den Weg fort, über den der Hörnumer Leuchtturm seine Lichtkegel schießen läßt. Aber plötzlich ruft einer: „Seht euch doch bloß mal das Meeresleuchten an“. Meeresleuchten war es zwar nicht, denn soviel wir aufs Meer spähten, wir sahen nichts, überall am Strand jedoch glitzerte und gleißte es. Ein herrliches Schauspiel. Doch auch dies wurde vergessen, und nun wurde es langweilig, denn die Müdigkeit machte sich bemerkbar. Angestrengt stampfte man durch den Sand, bis endlich, endlich die erste Wattwiese auftauchte. Jetzt ging man nur noch mechanisch, ein Bein setzte man vors andere, doch nach einer halben Stunde war auch dies überstanden. Leise wie die Diebe schlichen wir uns ins Lager (und doch sollen wir Krach gemacht haben), zogen unsere für die Nachtfahrt verstärkte Schale herunter und sanken dann totmüde auf unser Bretterbett.

H. N., U. I. g.

Ein Ausflug zum Morsum-Kliff.

Von O. Milberg, U. III. g.

„Nach dem Essen ins Hapag-Zimmer kommen", sagte Herr Dr. Schmid zu uns, als wir in Puan-Klent beim Essen saßen, „wir wollen einen Ausflug besprechen, den wir am nächsten Montag machen werden." Sofort nach dem Essen gingen alle Primaner und Tertianer in das Hapag-Zimmer. Wir waren sehr erfreut, als wir hörten, daß das Ziel unserer Wanderung das Dorf Keitum sein sollte.

Am Montag standen wir schon um 6 Uhr auf; nach einer halben Stunde waren fast alle im Speisesaal, um Frühstück zu essen. Bald darauf begann der Marsch. Zuerst gingen wir an den Schienen entlang bis wir nach Rantum kamen. Dies ist ein kleines Bauerndorf am Wattenmeer. Nach 2½ Stunden waren wir in Westerland. Dort warteten wir auf die Nachzügler. Danach teilten die Lehrer uns in zwei Gruppen. Die eine Gruppe sollte bis Keitum gehen und die andere bis zum Morsumkliff. Bald rückte die zweite Gruppe ab. Die zweite Gruppe, zu der ich auch gehörte, wanderte zuerst nach Keitum; dort wurde eine kurze Rast gemacht und dann ging es weiter. Nach einer Stunde waren wir in Morsum. Dann war noch eine halbe Stunde bis zum Morsumkliff zu gehen. Von da hatten wir eine schöne Aussicht auf den Hindenburg-Damm, auf dem gerade ein Zug fuhr.

Bald wurde es Zeit, daß wir zum Bahnhof gingen, um nach Puan-Klent zu fahren. Wir bestiegen den Zug in Morsum und fuhren ab. In Keitum stieg die andere Gruppe zu uns. — Da wir in Westerland eine Stunde Aufenthalt hatten, war uns erlaubt worden, uns die Stadt anzusehen. — Bald saßen wir im „Expreß", wie die Kleinbahn von uns genannt wurde, und langten um 6 Uhr in Puan-Klent an.

Unser Spielfest auf Puan-Klent.

Wenige Tage vor Himmelfahrt regte sich der Gedanke in Herrn Thom, ein großes Sport- und Spielfest zu veranstalten. Aber aus dem Sportfest wurde leider nichts, denn mehr als die Hälfte wollten an diesem nicht teilnehmen. So wurde nur das Spielfest veranstaltet.

Himmelfahrt! Um 9,30 Uhr begannen die Spiele. Sie wurden eingeleitet durch ein Faustballspiel der U. I. g. 1. Mannschaft gegen U. I. g. 2. Mannschaft. Es war ein sehr flott durchgeführter Kampf, den die 1. knapp für sich entscheiden konnte.

Nach diesem Spiele folgte ein Kampf der U. III. gegen die 2. Mannschaft der U. I. g.; auch dieser war sehr interessant; den gewann die U. I. g. knapp mit 73 : 63 Punkten.

Darauf wurde das zweite Ausscheidungsspiel ausgetragen. Es standen sich die 1. Mannschaft der U. I. r. und die 2. Mannschaft derselben gegenüber. Die 1. gewann hoch und sicher. Also stellten sich die beiden 1. Mannschaften der U. I. entgegen. In diesem Spiele siegte die 1. Mannschaft der U. I. r. mit 5 Punkten Unterschied.

Damit waren die Vormittag-Spiele beendigt..

Um 2,30 Uhr begannen die Nachmittagsspiele, mit dem Fußballkampf zwischen der Untertertia des Christianeums und der Lichtwarkschule. Die U. III. war den Lichtwarkschülern in jeder Beziehung (nota bene: auch an Alter) überlegen und so gewann sie denn auch hoch 9 : 0 (4 : 0). Die U. III. war in stärkster Mannschaft erschienen und lieferte ein großes Spiel.

Zum Schluß des Spielfestes kam noch ein Handballspiel der U. I. r. gegen die U. I. g. Es war ein sehr flottes und scharfes Spiel, das die U. I. r. erst nach stärkster Gegenwehr der U. I. g. für sich mit 3 : 2 (0 : 2) entscheiden konnte.

Nach dem Abendessen kam dann die Preisverteilung, jeder Spielführer der siegreichen Mannschaft bekam einen Preis, der dann verteilt wurde. Hiermit war dann das Spielfest beendet.

S. Lietzmann. B. Niemeyer. U. III. r.

Eisenbahnattentat in Puan-Klent.

Von W. Schacht, U. I. r.

Der 19. Mai 1930, — ein schwarzer Tag in der Geschichte der Sylter Südbahn! Es sind gerade Christianeer aus Altona und Schülerinnen einer Hamburger höheren Handelsschule in Puan-Klent eingetroffen, — alles arglose Gemüter, die in ihrer großstädtischen Naivität von den Gefahren der modernen Verkehrstechnik, wie sie gerade auf Sylt dem Besucher drohen, keine Ahnung haben.

Nach dem Abendbrot machen diese jugendfrohen Menschenkinder noch einen Rundgang in der näheren Umgebung des Lagers und setzen sich dabei in ihrer kindlichen Einfalt, ungeachtet der großen Gefahr, auf die Geleise des „Wüstenexpreß“. Der fahrplanmäßig von Hörnum kommende beschleunigte Personenzug taucht hinter den Dünen in einer Kurve auf, nähert sich mit rasender Geschwindigkeit und fährt, ohne die Fahrt zu vermindern, durch den Rangierbahnhof von Puan-Klent hindurch. Es muß sich sehr angenehm auf den Geleisen sitzen, denn keiner von den Jungen und Mädels erhebt sich. Nur noch knappe 100 Meter trennen den Zug von den Kindern, als das Zugpersonal mit übermenschlicher Kraft an der Bremse reißt. Die Geistesgegenwart des Zugführers hat 20 blühende junge Menschenleben vor einem gräßlichen Tod bewahrt. Nachdem der Lokomotivführer durch eine Reihe von Fachausdrücken, die eher einem Zoologiebuch, als dem berühmten Werk des Herrn Knigge entstammen, seinem Herzen Luft gemacht hat, löst er die Bremse, und die Modelleisenbahn setzt sich in Bewegung.

Soweit die Tatsachen, von der Lokomotive aus gesehen. Ein paar Tage später kam der „hohe Gerichtshof“ von Keitum nach Puan-Klent, ein Zeugenverhör wurde angestellt und zu Protokoll genommen, und nun stellte sich der Sachverhalt nach den Aussagen der Uebeltäter doch etwas anders dar. Immerhin, — ein Exempel mußte statuiert werden, und jedem der Uebeltäter wurde eine Geldstrafe auferlegt, erst 10,— RM. wegen „Transportgefährdung“, dann auf 5,— RM. ermäßigt „wegen groben Unfugs“. Viele Male wanderten die Strafverfügungen zwischen Keitum, Puan-Klent und Altona hin und her, und die Portospesen wurden immer höher, bis die „Diplome“ endlich an die richtige Adresse gelangten. Sie hatten folgenden Wortlaut:

„Sie haben am 19. Mai, abends 21 Uhr, beim Einlaufen des Zuges in die Station Puan Klent sich auf das Geleis gelegt gehabt, so daß der Zug zum sofortigen starken Bremsen und Halten gezwungen wurde, um ein Ueberfahren resp. eine Entgleisung zu vermeiden. Es wird deshalb gegen Sie auf Grund des R.Str.G.B. § 360/11 wegen groben Unfugs eine bei der hiesigen Amtskasse in Keitum zu erlegende Geldstrafe von 5,— (fünf) RM. und 0,60 RM. Porto hierdurch festgesetzt.“

Burgenwettbewerb.

Von E. Postel, U. I. g.

Nachmittagskaffee!

Ein Lehrer erhebt sich und fordert die Schüler zum Burgenwettbewerb auf! — Es folgt ein Kampf um die Spaten. — Dann werden Gedanken gewälzt, Pläne geschaffen und wieder verworfen bis jede Zimmergemeinschaft sich über den Entwurf klar ist.

Jetzt geht's an die Arbeit. Mancher bedenkt nicht, daß gerade tiefste Ebbe ist, und baut frisch drauf los im nassen Sand. Doch wälzt sich unaufhaltsam die Flut heran und zerstört sein Machwerk. Aber nur den Mut nicht verlieren! Uebung und Erfahrung machen den Meister! Und ehe man's gedacht, erhebt sich schon ein neuer Sandhügel. Schaulustige gehen vorüber und betrachten zu scheußlichen Klumpen geballte Sandmassen. Was mag das nur bedeuten?

Es verstreichen Stunden in eifriger Arbeit. Geschäftig läuft man hin und her, visiert, sammelt Muscheln und schaufelt zu Sechsen mit einer Schaufel. Bald entstehen fein geschwungene Linien und Plastiken. Nun schnell noch einige Handgriffe und das Werk ist vollendet. Na, es war auch höchste Zeit, denn in fünf Minuten soll das Preisrichterkollegium seines Amtes walten.

Jetzt kann man auch die künstlerischen Einfälle seiner Kameraden betrachten. Kritische Blicke schweifen umher, und man kann kaum

seine Bewunderung meistern. Mit Staunen muß man feststellen, daß der Erfindungsgeist und die Schöpferkraft der Tertianer den Primanern mindestens gleichkommt.

Mit toternsten Mienen nahen jetzt die Preisrichter, betrachten, notieren und gehen weiter. Man hat es ihnen sehr schwer gemacht, denn jede Burg hat ihre besondere künstlerische Eigenart, und es mag nicht leicht gewesen sein, eine Entscheidung zu treffen, und doch mußte sie getroffen werden. Mit besonderen Preisen bedacht wurden Burgen in Form eines Kometen, eines Herzens, eines Seesterns, eines Gefallenenehrenmals, die Phantasiegebilde des Papageiensteins, der Gralsburg, der Zeppelinburg, der Astralburg, einer riesigen Cheopspyramide. Wenn auch nicht alle einen Preis bekamen, Spaß und Vergnügen hat dieser Wettbewerb doch jedem bereitet!

Abschied von Puan-Klent.

Von E. Postel, U. I. g.

„Heute heißt es Abschied nehmen, denn die Trennungsstunde naht.“ Ach, man kann es kaum glauben, daß wir Primaner Puan Klent nicht wieder sehen sollen. Wie soll man all das Gute, das das Ferienlager geboten hat, vergelten?

Um unserer Dankbarkeit Ausdruck zu geben, veranstalteten wir eine Prozession zum Geist von Puan, der in seinem Tempel von einer Düne aus das Lagerleben beobachtet und mit seinem Dreizack jedes Unglück fernhält. Alles war in tiefer Trauer, und mit verhüllten und bemalten Gesichtern erreichten wir unter den Trauerklängen der Hauskapelle den Tempel. Wer beschreibt unser Erstaunen, als sich die Reihen teilten, und aus ihnen, mit Krone und Szepter angetan, König Christian von Dänemark, der Begründer unserer Anstalt, hervortrat! Er hielt eine Ansprache, in der er sagte: er fühle sich mit der Anstalt eng verbunden und habe ihre Entwicklung immer mit großem Interesse verfolgt, deshalb sei er diesmal mit nach Puan gereist und habe mit großer Freude unser Leben und Treiben beobachtet. Er dankte den Lehrern für die Mühe, die sie sich gegeben haben, um den Aufenthalt abwechselungsreich zu gestalten, dankte auch dem Geiste für sein Wohlwollen und bat ihn auch um fernere Gunst für die Christianeer. Als Anerkennung und Ehrung verlieh er ihm den „Grammophonplattenorden 1. Klasse“, mit der Inschrift „in fine laus“ und der Gründungszahl des Christianeums. Diese feierliche Handlung wurde mit dem beliebten und bekannten Kanon: „Froh zu sein, bedarf es wenig, doch . . .“ abgeschlossen.

Nach diesem weihevollen Akt gings hinaus in eine Dünenmulde, wo eine besondere Ueberraschung auf uns wartete. Wieder war es die U. I. r., die hier Vorzügliches leistete. Dieser Klasse muß ein besonderes Lob gespendet werden, weil sie während unseres Aufenthaltes besonders viel zur Unterhaltung beigetragen hat. Die Aufführung von „Wallensteins Lager“, die sie uns auf einer selbst gebauten Freilichtbühne bot, verdient volle Anerkennung. Sämtliche Rollen wurden gut gespielt, besonders die des Wachtmeisters und ersten Jägers; aber das höchste Lob verdient Fritz Wodde als Kapuziner. Starker Beifall erhob sich nach dieser trefflichen Darbietung.

Zum Abschluß wurden im Speisesaal dann noch etliche Volkslieder gesungen und noch einige Nummern aus dem „Fröhlichen Wochenende“ wiederholt.

Aber mitten in die festfreudige Abschiedsstimmung hinein gab es eine dreimalige Finsternis von einigen Sekunden, das bekannte Zeichen, daß es für uns höchste Zeit war, unser Bett aufzusuchen, wenn wir es vor Einbruch der Lagerdunkelheit und „Lagerruhe“ erreichen wollten.

Von Puan-Klent nach St. Pauli-Landungsbrücken.

Nach dem fabelhaften Abschiedsabend, den wir Christianesen uns selbst gegeben hatten, sah man gespannt der letzten Nacht entgegen. Es wurde mancherlei gefaselt, z. B. von der Erscheinung eines Geistes und einer Taufe, so daß vor Erwartung der kommenden Dinge an Schlafen nicht zu denken war, d. h. das Nichtschlafen hatte auch noch andere Gründe:

Einer meiner Stubenkameraden hatte im Laufe des Tages keine Zeit gefunden, sich seinen winzigen Schnurrbart abzuhobeln. Da das elektrische Licht bei Eintritt der Lagerruhe im ganzen Heim abgedreht wird, mußte der Rasierwütige diese äußerst wichtige Handlung beim Schein seiner Taschenlampe vollziehen. Einen anderen Kameraden hatte die Wallensteinaufführung mit ihren Vorbereitungen so in Anspruch genommen, daß er keine Zeit für's Kofferpacken gehabt hatte. Dieses wurde nun bei immer schwächer werdendem Taschenlampenschimmer so schnell wie möglich nachgeholt. Plötzlich erschien ein blutüberströmter Kopf im Türrahmen. Es war der Bartabschneider. Wir glaubten, er hätte noch einen kleinen Gang mit seinem Wallensteinschwert ausgefochten und dabei einen Durchzieher abbekommen. Doch brausendes Gelächter umtobte ihn, als der Held erklärte, er habe sich diesen prima Schmiß beim Rasieren zugelegt, während seine Lichtquelle für einen Augenblick versagt hatte. Zu unserer Freude fing er nun auch noch an, seinen Koffer zu packen. Das geschäftige Treiben der beiden Packer hielt unsere Lachmuskeln in reger Tätigkeit. Ehe z. B. das Grammophon — unser größtes Kleinod — verstaut wurde, wollte der Besitzer noch schnell einmal sehen, wie weit die Dünen in das Innere dieses Wunderwerkes eingedrungen waren. Die natürlich leisen Klänge eines „komischen Walzers“ hatten den Erfolg, daß plötzlich und unerwartet unser guter Geist erschien und uns zur Ruhe mahnte. Ja, er ging sogar so weit, den Urheber der leisen Klänge — das Grammophon — annektieren zu wollen. Diesen edlen Vorsatz hat der gute Geist nun leider nicht ausgeführt. Er wird sich sicher blitzschnell überlegt haben, daß diese niedliche Truhe nur eine unnötige Vergrößerung seines umfangreichen Reisegepäcks gewesen wäre.

Na, die leisen Klänge waren inzwischen verklungen und der Geist hatte sich zur wohlverdienten Ruhe niedergelegt.

Mitternacht zog näher schon, als unsere tüchtigen Kofferpacker sich ebenfalls auf ihre holzgefederten Betten legten. Nun begann ein geheimnisvolles Flüstern, bis schließlich eine Schar neugebackener Geister einem roten Scheinwerferkegel nach auf Beute auszog. Die arglosen Opfer glaubten die Gespensterstunde schon vorüber und wähnten sich in Sicherheit. Weit gefehlt! Die Gespenster von Puan-Klent sind boshaft und tückisch, sie kommen eben nur dann, wenn ihre Opfer friedlich schlummern. Da am Abend allerlei gemunkelt war, hatten sich die Insassen der verschiedenen Zimmer aufs beste gegen plötzliche Ueberfälle gewappnet. In einem Zimmer sollen die vier Bewohner stundenlang im Nachthemd bzw. Schlafanzug auf das Erscheinen der Gespenster gelauert haben, jeder in der Linken ein Glas Wasser, in der Rechten einen derben Bambusstock. Als sich die Tür nach langem Harren — leider von einem Windstoß — öffnete, glaubten die Vier, ihre Zeit sei gekommen. Der Inhalt von vier Wassergläsern klatschte auf den Flur und vier Stockhiebe sausten pfeifend durch die Luft ins Leere. Nun erst erkannten die Abwehrfanatiker ihren Fehlschlag und stiegen wutschnaubend ins Bett, um bald sanft einzuschlummern.

Doch schon naht ihr Verhängnis! Auf leisen Sohlen schleicht eine finstere Gesellschaft den Flur entlang. Vorsichtig öffnet sich die Zimmertür. Grelles Scheinwerferlicht leuchtet plötzlich auf und taucht das Zimmer in magisches Licht. Wohlgezielte Wasserstrahlen haben verschiedene Wirkung auf die Schläfer. Einige geben nur gurgelnde Laute von sich, drehen sich auf die andere Seite und schlafen weiter, während andere prustend hochfahren und nach einem Handtuch greifen; doch ehe sie vollkommen wach sind und an Abwehr denken, ist die Gespensterschar längst im Dunkel verschwunden.

Eine ganz schlaue Zimmergemeinschaft hatte sich der Einfachheit halber eingeschlossen. Der Gespensteroberbonze erklärte die Leute für Memmen und ließ sie ungeschoren.

Als sich die Wiedertäufer nach getaner Arbeit zur Ruhe begeben hatten, wurden verdächtige Geräusche auf dem Flur bemerkbar. Der Glaube, das Rumoren rühre von einem Konkurrenzunternehmen her, bewahrheitete sich nicht, denn als einer von uns dem Rumoren nachging, entdeckte er zu unserem Gaudium einen Tertianer, der schon im vollen Wichs auf dem Flur promenierte. Seinen Koffer hatte er schon fix und fertig vor der Tür stehen. Wir rieten ihm, seinen Koffer schleunigst zum Hauptbahnhof zu tragen und dort die Ankunft des Nord-Südexpreßes zu erwarten. Wir wollten inzwischen noch zwei Stunden schlafen.

Viel Schlaf haben wir nach diesen Vorfällen nicht abbekommen, aber zur festgesetzten Stunde war jeder bis auf's Kofferschließen fertig. Wie soll man den übervollen Koffer bloß zukriegen? Wir standen vor einem Rätsel. Aber auch hierfür fanden die tüchtigen Seefahrer eine Lösung. Das bewährte Rezept lautet: Drei Mann werfen sich kräftig auf den Koffer, drücken, schieben, schnaufen, pressen, und nach zehn Minuten angestrengten Würgens ist

der Koffer vielleicht zu. Na, mit vereinten Kräften gelang es uns wirklich, die widerspenstigen Koffer zu schließen. Nach gründlichem Ausfegen verließen wir den Schauplatz unserer dreiwöchentlichen Einquartierung. Dann eilten wir zur Kaffeetafel, an der wir uns zum letzten Mal an den herrlichen Genüssen, die uns von der einzigartigen Küche vorgesetzt wurden, labten. Nach dem Kaffeefassen holte sich jeder seine Reisezehrung auf vorher ausgegebenen Brotmarken.

Die kurze Spanne Zeit, die uns noch bis zur Abfahrt des Zuges blieb, wurde zu einem kleinen Rundgang durch das vertraute Heimgelände benutzt.

Der bekannte und berüchtigte Norderpreß kam angekeucht, ein letztes Händeschütteln und Verabschieden von den Helferinnen, die während unseres Aufenthaltes so vortrefflich für unser leibliches Wohl gesorgt hatten, und schon setzt sich das Zügle in Bewegung. Ein kräftiges „Zicke . . ." und das schöne Heim ist unseren Blicken entschwunden.

Der Zug keucht an der Wattwiese — unserem größten Wirkungskreis — vorbei, die Paukerdüne wackelt an uns vorüber, oft bestiegene Dünenketten und sonstige bekannte schöne Plätze entschwinden allmählich unseren Blicken.

Im Eisenbahnwagen herrscht eine seltene Ruhe. Jeder hängt seinen Gedanken nach, die ihm beim Anblick des inzwischen liebgewordenen Geländes kommen, oder er unterhält sich mit seinem Freund, macht ihn auf dies und jenes aufmerksam. Sie erinnern sich, wie sie im Eiltempo auf dem Schienenstrang dem Heim zustrebten, um noch zur Essenszeit da zu sein, oder noch eben vor Toresschluß in ihr nettes Zimmer zu gelangen. Bei einer reichlich überhöhten Kurve kommt unser hochaufgestapeltes Gepäck in bedenkliches Schwanken, doch die bald folgende Gerade erübrigt unser Eingreifen.

Schnell, fast zu schnell, ist Hörnum erreicht. Langsam schlendert man über die Brücke, an der die „Cobra" festgemacht hat. Hier sieht man denn doch verschiedene Christianeer, die das ruhig daliegende Schiff mit bangem Blick — wohl in Erinnerung an die innerlich stark bewegte Hinfahrt — verstohlen mustern. Aber die glatte See verheißt eine ruhige Rückfahrt. So verlassen auch sie das Land und stampfen mutig an Bord. Ein schriller Pfiff, die Haltetaue und Trossen werden losgemacht, langsam dreht sich die „Cobra", um dann unter Volldampf in See zu stechen. Taschentücher sind inzwischen gezückt, und ein lebhaftes Winken setzt ein.

Unser Expeditionsleiter, Herr Dr. Schmid, war an Land zurückgeblieben, um noch einige Tage im Kreise seiner Familie die Sylter Ruhe zu genießen. Ein dreimaliges „Zickezacke . . ." wurde von ihm kräftig beantwortet. Für Herr Dr. Schmid wird der Abschied wohl besonders schwer geworden sein, da dieser Transport sein letzter war, den er in der traditionellen Frühjahrszeit nach der schönen Nordseeinsel geleitet hat.

Immer kleiner werden die Zurückbleibenden auf der Hörnumer Brücke, bis sie schließlich auch durch das Glas nicht mehr zu erkennen sind.

In voller Fahrt fahren wir an der Südspitze vorbei. Dabei erinnert man sich an die herrliche Nachtwanderung, an das Freudenfeuer, das wir damals unter klarem Himmel abgebrannt hatten, an den Heimweg, auf dem bei jedem Schritt die Erreger des Meeresleuchtens mit dem feuchten Sand hell aufspritzten. Wie oft hat uns der immer winziger werdende Leuchtturm durch sein überaus helles nächtliches Blinken erfreut. Ja, je kleiner die Insel Sylt wird, um schließlich am Horizont zu verschwinden, um so mehr fühlt man doch, wie sehr einem diese Insel mit ihrem vielseitigen Charakter ans Herz gewachsen ist. Wird man wohl je wieder dieses herrliche Fleckchen Erde betreten? Noch einmal sehen wir Dünen, als Amrum an uns vorübergleitet. Bis Helgoland haben wir nur die weite See vor uns.

Inzwischen beginnt man sich an Bord umzusehen. Aber was erblickt das erstaunte Auge? Einige der größten Schlafmützen haben sich bereits aufs Ohr gelegt, um z. T. vor Hamburg nicht zu erwachen. Die Christianeer haben sich über das ganze Schiff zerstreut. Einige werden beim Bordfriseur für die kommenden Pfingsttage landfein gemacht, andere lassen sichs gut sein in Sonne oder Schatten, wieder andere sitzen im Rauchsalon und nippen zaghaft am Frühschoppen und rauchen vorsichtig die erste Zigarette. Hier und da riskiert auch mal einer einen scharfen Blick auf sein Fouragepaket und ist freudig überrascht, als er keine Scheibe mit dem berühmten Heimkäse vorfindet. Voller Freude ißt er gleich alle Scheiben auf, denn so können sie nicht verloren gehen, können nicht eintrocknen und die Ku-Bu (Kuh-Butter) kann sich nicht sachte davonmachen. Man plaudert in Gruppen über die verlebte Zeit auf Sylt, über die Hinfahrt, ob wir viele ausfahrende Schiffe auf der

Elbe antreffen werden, wer wohl an den Landungsbrücken sein wird, ob die „Cobra“ rechtzeitig in Hamburg sein wird, was man zu Mittag speisen soll, ob unsere braune Haut in Hamburg Aufsehen erregen wird, ob sie schnell verblaßt, was man Pfingsten unternehmen will, usw..

So vergeht die Zeit im Fluge und plötzlich ist Helgoland in Sicht. Steuerbord fährt ein Vollschiff mit vielen Segeln vorbei, ein selten schöner Anblick. Ein reges Raten um den Namen des Seglers setzt ein, doch die Helgoländer bringen Licht in den Wirrwarr von Namen. Der Segler ist das Schulschiff „Niobe“, welches während der Nordseewoche bei Helgoland bleiben soll. Interessiert sieht man dem Aus- und Einbooten zu. Backbord ankert der kleine Salondampfer „Adler“. Das gibt wieder Stoff zu erregten Debatten, ob die „Cobra“ das schnellste Seebäderschiff sei, wieviel Knoten der „Bubendey“ liefe usw.

Die „Cobra“ hatte mittlerweile ihre Fahrt fortgesetzt. Helgoland war im Sonnenschein am Horizont verschwunden und nach geraumer Zeit passierten wir „Elbe 1“. Quallen, die bisher massenhaft vorbeischwammen, werden seltener. Wir nähern uns der Elbmündung. Mehr und mehr Segeljachten kommen auf, die dicht an uns zur Nordseewoche vorbeisegeln. Ganz allmählich steigt die Küste verschwommen am Horizont auf, wird langsam klarer, rückt immer schneller heran und bald macht die „Cobra“ am Hapagpier in Cuxhaven fest. Passagiere steigen aus und ein, Fracht und Post wird ausgeladen, unter anderem auch die lebenden Helgoländer Hummer, die in Seewasser in viereckigen Spankörben versandt werden. Bald ist die „Cobra“ abgefertigt, und schon geht es mit voller Fahrt elbaufwärts.

In Cuxhaven ist ein ehemaliger Christianeer an Bord gekommen, das erste Blaßgesicht, welches uns bekannt ist und die tüchtig braunen Seefahrer heimholt. Nun geht's ans Erzählen. Der arme Mann weiß sich gar nicht zu helfen, welche dargebotene Hand er zuerst drücken soll, wessen Worte er eigentlich verstehen soll. Mit einem Wort schafft er sich Luft: „Cap Polonio!“ Kinnings, die „Cap Polonio“ hat vor einer knappen Stunde Cuxhaven elbaufwärts passiert!“ Nun hat er einigermaßen Luft, denn die Mehrzahl der auf ihn Einredenden stürmt nach vorn, um den großen Dampfer zu sichten. Die Fernglasbesitzer werden beneidet, denn einer verkündet, die „Cap Polonio“ hätte gerade die nächste Flußbiegung umfahren. Er begründet seine Wahrnehmung sogar, denn das Heck des Schiffes sei das typische „Cap Polonio“-Heck. Staunend sah ihn sei Zuhörerkreis an. An der nächsten Biegung lag ein ganz gewöhnlicher Bagger, aber von einer „Cap Polonio“ mit Baggerheck war in der langen Geraden nichts zu erspähen. Der vorlaute Prophet konnte sich jedoch in Sicherheit bringen, denn die zahlreich ausfahrenden Schiffe — meistens Holländer und Norweger — wecken das Interesse der betrogenen Zuhörer.

Stunde um Stunde verrinnt. Dörfer und Gehöfte wechseln bunt mit Deichlandschaften, satten grünen Wiesen und den idyllischen Elbinseln. Eine leichte warme Brise hat viele Segler auf das glatte im Sonnenlicht glitzernde Wasser gelockt. Berge an der Backbordseite und wimmelnde Bootsscharen verrieten die Nähe Blankeneses. Nun trägt der Wind uns zeitweilig vom Ufer her würzige Waldluft zu, die uns Seeluft gewohnten Christianeern ungewohnt ist und ein eigenartiges beklemmendes Gefühl in uns weckt. Doch bald haben wir uns an diesen Klimawechsel gewöhnt. Im Hamburger Dunst erkennen wir nun wirklich die „Cap Polonio“, die gerade bei Blohm u. Voß dreht, um rückwärts an ihren Liegeplatz geschleppt zu werden.

An den von Erholungssuchenden dicht besetzten Elbufern entlang geht es vorsichtig an der „Cap Polonio“ vorbei in den eigentlichen Hafen. Inzwischen sind auch die Dauerschläfer erwacht und lugen gespannt über die Reeling in die auf uns wartende Menschenmenge an den Landungsbrücken. Taschentücher werden geschwenkt, hier und da erkennt man schon bekannte Gesichter, ein kurzes Manöver und die „Cobra“ hat ihren Bestimmungsort erreicht.

Während des Aussteigens winkt man hier und dorthin, begrüßt alte Bekannte und freut sich schließlich doch, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Noch einen Blick auf die sich schnell leerende Brücke, an der die „Cobra“ in majestätischer Erhabenheit fest vertäut ist. So folgt man denn seinen Lieben nach, und wird im Triumph, oft von verschiedenen Seiten neidisch angestaunt, nach Haus geführt. Dort wartet schon ein leckeres Mahl auf den hungrigen Sproß, und nach langem Erzählen fordert dann der Schlaf sein Recht.

Wohlig dehnt man seine Glieder in dem unversandeten Bett, nachdem man sich vorher vergewissert hat, daß das verdächtige Schwanken nicht durch heimtückischerweise entfernte Bretter bedingt ist, und schläft bald zufrieden ein.

„astral“.

Das herrliche Nachspiel.

Erster Schultag nach den Ferien! Dienstag, 17. Juni! Zweite Stunde: Geschichte! Die U. I. r. ist gerade damit beschäftigt, dem unterrichtenden Herrn die Photographien zu zeigen, die während der Reise nach Puan Klent gemacht worden sind. Es klopft! Die Klasse, die sich um das Katheder geschart hatte, eilt vor den eintretenden Respektspersonen auf ihre Plätze. Es sind dies der Herr Direktor und unser Klassenleiter Herr Dr. Schmid. Nachdem sich der Herr Direktor erkundigt hat, wie es der Klasse in Puan Klent gefallen hat, stellt er eine Frage, die im Augenblick kaum einer ernst nehmen konnte und die, um verstanden zu werden, erst näherer Erklärungen bedurfte, nämlich: „Ist die Klasse gewillt, morgen nochmal nach Puan Klent zu fahren?" Alles macht große Augen. Wie? Und nun die näheren Erklärungen. Unsere Aufführung von „Wallensteins Lager" zum Abschluß unseres 3wöchentlichen Aufenthalts hatte dort einen so großen Eindruck auf die Zuschauer ausgeübt, daß man es gern gesehen hätte, daß die Aufführung bei der Einweihung des neuen Wirtschaftsgebäudes wiederholt würde. So hatte also die Leitung des Lagers bei der Schule angefragt, ob es möglich wäre, die Klasse bei freier Fahrt und Verpflegung nach Sylt kommen zu lassen. Ein nicht endenwollendes Freudengeschrei begleitete jeden Satz des Herrn Direktors.

Aber unsere Freude sollte nicht ungetrübt bleiben. Als nun Dr. Schmid dem Verwaltungsausschuß für Puan Klent das Ergebnis dieser Klassenbesprechung mitteilen und die Wiederholung von „Wallensteins Lager" für das Fest zusichern wollte, stellte sich heraus, daß der Lagerverwaltung nur noch 7 Freikarten der Hapag zur Verfügung standen.

So sah man in der Pause nur entmutigte Gesichter der Unterprima. Aber die letzte Entscheidung war noch nicht gefallen. Denn vielleicht konnte noch die Freigiebigkeit der Hamburg-Amerika-Linie in Anspruch genommen werden. Erst nach der 5. Stunde fiel das große Wort. Wir waren im Physiksaal versammelt, als ich von meinem Platz aus Herrn Dr. Schmid gesenkten Kopfes mit gemächlichen Schritten über den Schulhof kommen sah. Die Hoffnungen sanken. Es erschien uns eine unendliche Zeit bis er an der Tür pochte, eintrat und mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter hinter den Tisch wankte. Jetzt erhebt er sein wohlklingendes Organ: „Ich kann Euch jetzt die traurige Mitteilung machen, daß wir — morgen um 8 Uhr von den Landungsbrücken fahren!"

Die Klasse brauchte erst einige Zeit, um sich diese schwerwiegenden Worte durch den Kopf gehen zu lassen. Aber dann setzte ein Siegesgeheul ein, bei dem sich Nichtbeteiligte die Ohren hätten zuhalten müssen.

Nachdem jeder die Eltern überzeugt hatte, daß es sich nicht um einen Scherz handele, versammelten wir uns am nächsten Morgen um 7,30 Uhr an den St. Pauli Landungsbrücken. Außer der ganzen Klasse fuhr noch Frl. Sturm mit, die bei der ersten Aufführung das Bäschen aus dem Reich gespielt hatte. Im Gegensatz zu unserer ersten Ausreise waren nur sehr wenig „nähere Verwandte" erschienen, denn die Reise wurde ja allmählich etwas Alltägliches. Ein siegreiches, befreiendes Gefühl erfüllte uns alle, als die „Cobra" von den Landungsbrücken frei war und dem großen Wasser entgegendampfte.

In flotter Fahrt passierten wir Altona, Blankenese, Glückstadt, Brunsbüttel und legten nach 4½stündiger Fahrt an der „Alten Liebe" in Cuxhaven an. Dort lag schon bei unserer Ankunft im herrlichsten Sonnenschein das schöne Motorschiff „Milwaukee". Nach kurzem Aufenthalt machten wir zusammen mit der „Milwaukee" los. Doch trennten sich bald unsere Wege. Wir dampften nach Helgoland und der „Große" schlug die Route nach England ein. Beim Feuerschiff „Elbe 2" erwartete uns ein neuer, herrlicher Anblick. Radiohörer von uns hatten uns phrophezeit, Fischereischutzkreuzer „Ziethen" vor Helgoland zu treffen. Aber diese Prophezeiung wurde weit übertroffen. Bei „Elbe 2" schon konnten wir in einiger Entfernung die Manöver des neuen Kreuzers „Köln" und eines der Linienschiffe beobachten. Dann tauchte langsam der von der Sonne stark beleuchtete rote Felsen Helgolands aus den grünen kristallklaren Fluten auf. Kaum hatten die Anker Grund gefaßt, als auch schon die schmucken Helgoländer Boote begannen, die Passagiere auf ihren roten Stein, den Entstehungsort des Deutschlandliedes, überzusetzen.

Eine wundervoll klare und grüne See umgibt diesen gigantischen Felsen. Man sieht die Propeller der Boote das Wasser durchschneiden, man sieht große, in ihrer Formenschönheit prachtvoll wirkende Quallen, und man sieht sogar den Grund des Meeres, das an dieser Stelle eine nicht geringe Tiefe besitzt. Viele Passagiere steigen ängstlich das Fallreep hinunter in die Boote, andere kommen von der Insel, und nach kurzer Zeit stöhnen die Winden beim Heraufholen der Anker. Mit

voller Fahrt geht es immer noch bei prächtigem Sonnenschein unserem Endziel entgegen, und gegen 6 Uhr steigen wir in Hörum an Land. Von dort geht es weiter mit dem Töff-Töff-Bähnchen (sprich: Süd-Expreß) und nach einer Viertelstunde verläßt das Altonaer Künstler-Ensemble unter den üblichen Heilrufen in Puan Klent den Zug.

Nach der Deckenverteilung mußten wir leider wahrnehmen, daß wir nicht zusammen schlafen konnten, da das ganze Lager überfüllt war. Zu zweien oder auch allein wurden wir in fremde Zimmer einquartiert. Aber an eine Mißstimmung war nicht zu denken, zumal wir uns gleich an die Arbeit begeben mußten. Alles zog sich schnell um, und im Trainingsanzug wurde die Freilichtbühne aufgebaut, sodaß gegen 10 Uhr unsere Wirkungsstätte hergerichtet war. Jetzt hätten wir eigentlich ans Schlafengehen denken sollen. Doch erschien uns unsere Einquartierung ungemütlich, und so zogen die meisten von uns vor, eine grandiose Nacht in den Dünen oder am Strand zu verbringen. Es soll in dieser Nacht vorgekommen sein, daß lustwandelnde Pärchen von einer ungefähr 20 köpfigen Seeräuberbande angefallen wurden. Es nahte die Geisterstunde, und es wurde kühl. Bewegung fehlte. Und so machten wir es wie Sharkey und Schmeling und inszenierten regelrechte Boxkämpfe über 3 Runden, bei denen es nicht immer sehr zart zuging, trotzdem wir als Bandagen uns Trainingshose und Jacke um die Fäuste gewickelt hatten. Mittlerweile war es 3 Uhr geworden, sodaß es sich nicht mehr lohnte, noch ins Bett zu krauchen. So wankten wir zur Wattseite, wo uns ein prächtiger Sonnenaufgang die durchwachte Nacht belohnte. Gleich einer blutroten Orange stieg die Sonne aus den Watten auf und beleuchtete in ihrer herrlichsten Farbe den Tag unseres großen Erfolges. Es ist nur gut, daß unser stage Manager (sprich: Kulissenschieber) vor der Aufführung nichts von dieser herrlichen Nacht gewußt hat.

10 Uhr vormittags — Hauptprobe — Die Hauptprobe stand im Zeichen einer unausstehlichen Hitze und einer durchwachten Nacht. Vieles war nicht so, wie es sein sollte; Einsätze wurden verfehlt; Kostüme waren nicht in Ordnung; die Bühne ließ zu wünschen übrig. Kurzum, es klappte Alles nicht. Aber eine flaue Hauptprobe gibt eine gute Aufführung. Damit tröstete man sich und ging zum Essen.

Um 3 Uhr war dann der Empfang der Ehrengäste. In Galauniform, d. h. in langer Hose, Hemd und Kragen, bildeten wir Spalier, als die hohen Herren der Finanzdeputation, der Oberschulbehörde, und sonstiger lästiger Einrichtungen einrückten. Sodann versammelte man sich im Saal des neuen Wirtschaftsgebäudes, wo der Festakt begann. Das Viktoria-Orchester leitete die Feierlichkeiten ein. Dann rückte ein junger Mann in den Vordergrund, der mit ganzer Inbrunst ein Gedicht von Lersch hämmerte. Nach dieser Einleitung folgte eine Reihe von Begrüßungsansprachen, als letzter betrat Herr Dr. Schmid das Rednerpult, um vom Christianeum und vom Puan Klent-Kreis Glückwünsche zu überbringen.

Auf der Wattwiese wurde eine schöne Kaffeetafel abgehalten, und im Anschluß daran versuchten Gäste aus dem Rheinland, uns Konkurrenz zu machen, indem sie ein Hans-Sachs-Spiel mit gutem Gelingen aufführten. Aber am Abend stellte es sich heraus, daß Hans Sachs doch nicht mit Schiller zu vergleichen war. Der Lautensänger Richard Germer und der Vortragskünstler Hans Fleischer erfreuten uns noch durch vollendete Darbietungen. Vor dem Abendessen mußten wir noch schnell ein Faustballspiel gegen Mitglieder des H. S. V. verlieren. Die nächste Stunde nimmt ein pompöses Festmal ein (hoffentlich hat es ihr gut geschmeckt! Die Red.).

Mit unserer Garderobe unterm Arm begaben wir uns zur Freilichtbühne, so mancher mit etwas Lampenfieber. Unser Aussehen wurde durch Schminke noch (!!) wirksamer gemacht, die uns von einem Fachmann aufgetragen wurde. Ueber unser Spiel viel zu sagen, kann nicht meine Aufgabe sein. Mit dem Berichterstatter des „Hamburgischen Correspondenten“ kann ich nur sagen: „Diese Aufführung in dem schönsten Naturtheater der Sylter Dünen läßt sich in ihrer Wirkung nicht beschreiben; das muß man gesehen, also erlebt haben.“ Nach der Vorführung wurde uns von allen Seiten „Heil“ zugebrüllt. Ein mächtiges Sonnenwendfeuer beschloß den feierlichen Tag. Die Nacht verlief wie die erste. Nur als wir morgens in den Dünen erwachten, regnete es leise. Die Rückreise verlief ruhig. Schön war der Anblick, als uns auf offener See die „New York“ mit voller Fahrt begegnete und der große Bruder mit der mächtigen Bugwelle die Flagge dippte. Freitag 6.40 war dann unsere Tournee beendet, an die wir noch lange mit Vergnügen zurückdenken werden. Auch an dieser Stelle möchte ich nicht versäumen, Herrn Dr. Schmid und Herrn Direktor für die Fahrt zu danken, die sie uns ermöglicht haben.

Siegfried Schöllner. U I r.

Morgenandacht.

Mit den hellen, mit den dumpfen Stimmen eng verknüpfen
wuchtig sich Akkorde einer Orgel.
Goldenrote Strahlen einer Morgensonne schmücken
farbenfreudig eine schlichte Kanzel.

Hell und glitzernd streben Orgelpfeifen in die Höhen,
Sonnenschein huscht leuchtend durch die Fenster
und läßt Wand und Decke in ein mattes Rot erstehen,
wunderbar im wechselreichen Tone.

Und als Krone gülden glänzt im prächt'gem Strahlenglanze,
überreich an Glanz, ein großer Leuchter,
der auf alle Sänger von dem hellen Lichterkranze
zarte Farbenschleier niederwirft.

Rote Knabenlippen, voll und reich an Stimmen, singen
fromme Worte, eine schlichte Weise. —
In der andachtsvollen Stille leise dann verklingen
feierlich der Chor und die Akkorde.

Augen schauen gold'ne Pracht, die uns von Gott gegeben,
Und in diesen spiegeln sich die Seelen,
die die inhaltsschweren Worte von dem Herrn vernehmen,
tiefergriffen von der Wahrheit Gottes.

Klar und tiefergriffen fühlen Seelen Gottes Wille,
Gottes Liebe aus den schlichten Worten; —
Worte dann verklingen in der andachtsvollen Stille,
doch ergriffen bleiben Herz und Seele.

Mit den hellen, dumpfen Stimmen wieder eng verknüpfen
wuchtig sich Akkorde einer Orgel.
Goldenrote Strahlen einer Morgensonne schmücken
farbenfreudig eine schlichte Kanzel.

Brüning. O.II. g.

Die Fahrt auf der Lokomotive.

Es war ungefähr vor anderthalb Jahren, als ich mal Gelegenheit hatte, in einer Lokomotive zu fahren. Und das kam so: Ich war von meinen Großeltern eingeladen worden, sie in den Ferien zu besuchen. Es sollte zu der Zeit der letzte Streckenabschnitt der umgebauten Bahn, bei der mein Großvater tätig war, eingeweiht werden. Als nun all die Einweihungsfeierlichkeiten vorüber waren, wollte ich mir auch einmal die Strecke ansehen. So sind wir denn, mein Freund und ich, eines guten Tages losgewandert, immer auf dem Bahnkörper entlang. Als wir schon etliche Kilometer gegangen waren, kam uns eine Lokomotive entgegen, die aber, als sie fast bei uns war, plötzlich stoppte. Ha, dachte ich, was ist denn da los? Als wir hinliefen, beugte sich auch schon der Führer hinaus und rief: „Na Jungs, wo wollt ihr denn hin?" „Ach, wir wollen uns bloß mal die Strecke ansehen!" Inzwischen war schon der Heizer herunter gestiegen und hatte alles zur Wasserentnahme aus einem Bach, der vorbei floß, fertig gemacht. Wir mußten auch auf die Maschine kommen und uns ansehen, wie die Wasserentnahme vor sich ging. „Wartet mal einen Augenblick" sagte der Führer „wir sind gleich wieder hier, dann könnt ihr mitfahren!"

Da dampfte auch schon die Lokomotive weiter. Als wir einige Zeit gewartet hatten, kam sie wieder angefaucht, die Bremse knirschte. Die Maschine stand. Rasch stiegen wir ein, und kaum waren wir drinnen, da fing es auch schon an, das Gepolter und Geschüttel. Wir fuhren. Draußen sausten die Bäume und Büsche vorbei. Es ging über hohe Dämme, durch tiefe Einschnitte, über Brücken. Immer vorwärts, immer vorwärts mit großem Getöse. Die Zeiger der Kontrolluhren zitterten und wippten hin und her. Der Dampf zischte, wo die Leitungen nicht ganz dicht waren. Ab und zu heulte die Dampfpfeife oder die Glocke bimmelte, wenn ein Schild mit den Buchstaben „P" oder „L" heran und vorbeihuschte.

Achtung! Wegübergänge. Die Lokomotive zitterte und bebte an allen Ecken und Kanten. Die Räder klirrten rhythmisch. Der Heizer schmunzelte, wie er sah, wie wir bald hier, bald dahin geworfen wurden in den Kurven. „Hier ist es ja ganz naß auf einmal! Was ist das?" „Ach Gott, meine Kaffeekanne ist umgefallen!" brüllte der Führer durch den Lärm. „Jetzt kommt ein Bahnhof! dückt euch!" Kleine Kohlenstückchen hopsten und tanzten auf dem Fußboden umher. Da, rumdumdumdum, dann wieder rumdumdumdum. Es waren die Weichen. Der Bahnhof ist vorüber. Automatisch tauchten wir wieder auf, automatisch tauchten wir unter, wenn ein neuer Bahnhof herankam. Allmählich wurde die Geschwindigkeit geringer. Die Schienenstöße folgten in größeren Abschnitten. Die Bremsen knirschten wieder. Unser Ziel war erreicht, wir stiegen aus. Natürlich auf der Strecke, es war ja so eine halbe Schwarzfahrt. „War's schön?", „Ja, sehr schön. Besten Dank auch. Auf Wiedersehen!" Die Lokomotive fuhr weiter. Rasch entschwand sie unseren Blicken. M ein Freund sagte nachher: „Donnerwetter, das war eine ordentliche Schütteltour!" Und das war's auch.

Kurt Wrede. O. II. g.

Verleumdung der heutigen Schule.

Jugendromane, -dramen, -film sind heute modern. Sie sprießen wie Pilze aus dem Boden. Es hätte keinen Sinn, sie alle aufzuführen, denn man könnte Seiten damit füllen. Aber jetzt läuft ein Film, der den Ruf hat, gut zu sein. Auch ein Jugend-, besser ein Schülerfilm. Ich will nichts gegen den Film überhaupt, die schauspielerischen Leistungen, Aufnahmen in diesem Film sagen. Darüber kann jeder denken, wie er Lust hat. Aber die Lüge, die Lüge über die Schule, die hier allen vorgeführt wird, die müssen wir, die heutigen Schüler zurückweisen. Von wem stammen schließlich diese Lügen? Von den Dichtern und Regisseuren, die sich heute in den besten Jahren befinden, die solche Schulen meinetwegen erlebt haben mögen. Nicht von der Jugend selbst. Wenn ein Buch wie der „Professor Unrath" von Heinrich Mann, nach dem dieser Film gedreht wurde, oder wie der „Abituriententag" von Wusel oder andere für jene Zeit auch gelten, so dürfen sie es nicht für die heutige. Die Dichter wollten sie vielleicht auch nicht auf das Heute mit ausdehnen. Aber nun kommt der Haken: Die Herren Verleger, Regisseure und Dramaturgen nutzen ein augenblickliches Empfinden für die „Not der Jugend" aus und machen ein Geschäft daraus. In dicken Lettern prangt über der Neuerscheinung eines Buches: **Der** Roman der Jugend, der Schule! Es wird gekauft, und die Fälschung ist da: man glaubt, es handelt sich um **unsere** Jugend, **unsere** Schule. Und nun gar in diesem Film. Da versetzt der Regisseur eine Schulbegebenheit, die in den Vorkriegsjahren passierte, in die Jetztzeit. Er zieht den Schülern moderne Kleider an, läßt überhaupt in jeder Einzelheit das Heute durchblicken. Nur nicht in den Lehrern. Das sind die Lehrer, von denen uns die Väter erzählen, von denen einige von uns noch welche gekannt haben, die es aber tatsächlich **heute nicht mehr gibt!** Sowas wird im Kino gezeigt, im Kino, wo alles so schön leicht eingeht, und solche Leute, die sich alles so schön leicht eingehen lassen, ohne kritisch zu prüfen, gehen dann nach Hause und bedauern ihre Kinder, weil diese sich von diesen Bestien prügeln lassen müssen, und haben dann ein für alle mal gegen die Schule ein Vorurteil, da sie selbst im Anblick der modernsten und freiesten Schule nicht wieder loswerden. H. G. Möller. O. I. r.

Der Spiegelmensch.

Eine kritische Betrachtung zu Werfels Werk von Hennig. O. I. r.

Vorbemerkung der Redaktion: Die hier wiedergegebenen temperamentvollen Ausführungen rufen uns das Wort Lichtenbergs ins Gedächtnis: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, ist denn das allemal im Buche?"

Eine Kritik der Klio-Feier soll diese Betrachtung nicht werden. Ganz im Gegenteil! Die Klio hat es ausgezeichnet verstanden, uns das von dem Werke zu bieten, was noch einigermaßen ertragbar ist. Und da das wirklich nicht viel ist, gehörte ein fabelhaftes Geschick dazu, gerade diese Stellen zu finden!

Gewiß, man muß sich als moderner Mensch mit den Dichtwerken moderner Meister befassen. Ich rate da keinem von ab, aber

wenn diese modernen Dichtwerke alle so wären, wie Werfels Spiegelmensch, dann kann man von moderner Litteratur nur abraten. Man kann bei Werfels „Musenkind" leider nur von einem sehr schwachen und kränklichen Kind sprechen, dessen Vater gut daran täte, sich die Generation seiner Leser, auf Herz und Gemüt erfrischenden Ausflügen, einmal näher zu betrachten. Vielleicht würden dann seine Kinder gesünder!

Ich habe mit Absicht von einer Generation von Lesern gesprochen! Denn ich glaube kaum, daß sich unsere Eltern, also die Generation vor uns, für solchen Kram begeistern würde. Na, wir tuen es auch nicht! Darüber brauchen sich unsere Eltern kein Kopfzerbrechen zu machen. Auf eine solche Lektüre fällt man einmal hinein, aber nie wieder!

Der Dichter kann und wird nicht von uns verlangen, daß wir all seine Ergüsse widerspruchslos über uns ergehen lassen, nur weil sie von einem vom hohen Olymp Begnadeten geschrieben sind! Ich glaube, wenn man Herrn Werfel dieses Dichtwerk vorgesetzt hätte, natürlich von einem anderen Dichter verfaßt, er würde dasselbe sagen, was ich jetzt sage: „Es ist für mindestens 95 Prozent aller Literatur-interessierten Leute ungenießbar!" Und ob nun gerade diese restlichen 5 Prozent zu den Besten unseres Volkes gehören, das wage ich stark zu bezweifeln! Denn auch die Gelehrten sind sich noch nicht einig, ob eine psychoanalytische Lebensanschauung nicht ein Zeichen von Degeneration ist! — — —

Degneration, das hält mancher für ein Schlagwort vergangener und auch unserer Zeiten! Ein Schlagwort ohne tiefen Sinn und Bedeutung! Wir wollen darüber hier nicht rechten, aber was uns Werfel da bietet, das ist zuviel, selbst für jemanden, der Degeneration nur für ein Schlagwort hält! Wenn wir schon so denegeriert wären, daß wir dieses Machwerk eines psychoanalytisch stark angekränkelten Hirnes schön und gut fänden, dann, ja, dann wäre es besser, wir hingen uns alle heute noch auf! So klappt man am besten das Buch zu, mit dem Gedanken, daß nicht wir die denegerierten sind, sondern.....! —

Doch ich will nun nicht immerzu auf dem Werke herumhacken, das könnte so aussehen, als ob ich den Auftrag bekommen hätte, das Werk ordentlich herunterzureißen! Zu Werfels Ehre sei es gesagt, ich habe auch manches gute, wackere Wort in seiner Dichtung gefunden, manche tiefe, zu beherzigende Lebensweisheit!

Leider aber auch nur an sehr wenigen Stellen! Man kann sogar sagen, im Gegensatz zu dem, was er sonst noch im Spiegelmenschen verzapft, verschwindend wenig! Und das ist für einen Dichter, der sich für einen der besten unserer Zeit hält, eigentlich recht beschämend!

Doch nun kann mir jemand sagen, daß ich immerzu schimpfe, aber nie einen greifbaren Beweis brächte! Also will ich jetzt Beweise zur Bekräftigung meiner Ansicht bringen! Wenn jemand einer anderen Ansicht ist, bitte ich ihn, in der nächsten Nummer der Zeitung seine Meinung ebenso zu äußern!

Doch nun die Beweise. Zuerst etwas rein Aeußerliches. Der Dichter hat versucht, alte und moderne Ausdrücke, alte und moderne Lebensanschauungen in seinem Dichtwerk zu mixen! Aber ach, es ist beim Versuch geblieben, und sogar ist der noch ziemlich kläglich ausgefallen. Ueber gewisse Härten im Ausdruck, und über einige nicht ganz salonfähige Ausdrücke will ich hinwegsehen, das ist eine Sachlichkeit, die man nun in den Kauf nehmen muß! Aber auch hier, alles was man übertreibt, verwandelt sich . . . usw., so lautes ein altes Sprichwort, aber Herr Werfel ist ein moderner Mensch, also haben alle Sprichwörter keinen Reiz mehr für ihn! Ich glaube, es wäre besser gewesen, wenn er sich öfters mal solche alten Sprichwörter zu Gemüte geführt hätte. Seinen Dichtungen wäre es bestimmt nicht schlecht bekommen.

Da findet man nämlich auch sehr schöne Sprichwörter über Freundestreue! Das steht in alten Sprichwörtern, eine längst überholte Binsenwahrheit, nicht wahr, Herr Werfel?

Ich behaupte aber doch, daß es noch Freunde gibt, die dem Freunde nicht die Frau ausspannen, nur weil sie gerade hübsch ist und sich „unverstanden" glaubt! Ich behaupte auch ferner noch, daß es Männer gibt, die eine Frau, wenn sie ihnen Alles gegeben hat, nicht mit einem Fußtritt belohnen. Herr Werfel meint, so etwas sei gang und gebe! Wenn auch nur im Unterbewußtsein! Dann gibt es auch noch sehr schöne Sprüchlein von Frauenwürde und -ehre! Solche kennt der Dichter nicht, also behauptet er kühn, jede Frau sei käuflich! Eheliche Treue ist ganz unzeitgemäß, nicht wahr, Herr Werfel?

Das sind nun wenige von den Punkten, die ich dem Dichter vorzuwerfen habe, aber ich glaube, sie genügen schon dazu, zu sagen:

„Wir lehnen dieses Werk ab! Es ist einer Nation, die einen Goethe ihr eigen nennt, unwürdig! Und ich gehe darüber hinaus und bitte Herrn Werfel dringend, uns mit derartigen „Dichtungen" zu verschonen!

Vielleicht kann er uns einmal etwas Besseres bringen!

Papierhandlung
für den Schulbedarf
H. B. C. Siems
(Inhaber: Karl Rothe)
Altona, Königstraße Nr. 143

Huthaus Rusolt
Altona, Holstenstraße Nr. 67
Führendes Schülermützen-Geschäft am Platze!
Vorschriftsmäßige
Schülermützen
sämtlicher Altonaer Schulen
trotz best. Ausführung nur Mk. 4.50
mit breiter Tresse 50 Pfennig mehr.

In vier Schaufenstern
zeigt
alle neuen Bücher
die
Schlüter'sche Buchhandlung
Altona a. E., Königstraße Nr. 288
(Ecke Bahnhofstraße)

Cristianeer!
Werdet Mitglieder des Puan-Klent-Kreises!
Jahresbeitrag: 2.-RM. (oder mehr)
Postscheckkonto: Hamburg 1058
Anmeldung: Hamburg, Grosser Burstah 31, Zimmer 301

Ernst Grossmann
Musikalienhandlung
Autorisierte
„ELECTROLA“-Verkaufsstelle
Große Bergstraße 76-78
Schulterblatt 133 * * Königstraße 8

Buchhandlung
Hermann Lorenzen
Altona-Elbe, Behnstraße Nr. 83
Fernspr.: D 2 Klopstock 3590

Christianeer!
Bevorzugt
bei Euren Einkäufen die
Firmen, die auch in Eurer
Zeitung inserieren!

Druck: Heinrich Barkow, Altona-Elbe, Reichenstraße Nr. 18.

Der Christianeer

1738 Schulzeitung des Christianeums zu Altona 1930

Schriftleitung: Eichelbrenner, O. I. g., Greve, O. I. r., Günther, U. I. g.
H. Müller, U. I. r.. Stapel, O. II. g., Schöllner, O. II. r.
Berater: Studienrat Schröder.

Nr. 3. 6. Dezember 1930 Preis 50 Pfg.

Abschied von Herrn Dr. Schmid.

Abschied, das ist ein schweres, ernstes Wort. Alle Bindungen werden gewaltsam zerrissen, und ein anderer tritt an die leere Stelle und führt die begonnene Arbeit zu einem Ende. Allzuoft geschieht es, daß man den Vorgänger vergißt und mit einer gewissen Gleichgültigkeit die Dinge ihren Lauf nehmen läßt.

Wenn man sich aber klar wird, was es für Herrn Dr. Schmid bedeutete, die Arbeit abzugeben, die Ernte andern zu überlassen, der kann vielleicht die große Bewegung mitfühlen, mit der Herr Dr. Schmid in der Aula von uns Abschied nahm.

Wir haben ihm manche frohe Fahrt ins deutsche Land zu verdanken und das Verständnis für die Tiefe der deutschen Kunst. Was wäre für uns Puan Klent ohne Herrn Dr. Schmid. Was aus der Klio und dem 100. Stiftungsfest geworden wäre, ohne die Arbeit dieses tüchtigen Mannes, daran wage ich nicht zu denken. Ich glaube, uns Sekundanern damals, ist die Verantwortung und die ungeheure Aufgabe, vor der wir standen, garnicht recht bewußt geworden. Herr Dr. Schmid hat die Arbeit für uns getan, und ich weiß nicht, ob wir es ihm reichlich gedankt haben. Denn wir Schüler können in unserer Gedankenlosigkeit oft recht grausam scheinen und ahnen selbst kaum, was wir angerichtet haben.

Alle diese Arbeiten, deren Früchte wir ernten durften, sind ein Zeichen seiner großen Liebe für die Jugend. Die Schönheit unseres Vaterlandes, die Größe unserer deutschen Kunst und die Kraft der deutschen Seele ließ er uns ahnen in manchen Stunden, in der Kunstbetrachtung oder in der Klio, wo alle Schranken fielen zwischen Lehrer und Schüler, und wir in Herrn Dr. Schmid einen Mann sehen durften, der Verständnis hatte für uns und unsere Arbeit.

Ich will hier nicht viel von Danken reden, wenn wir es früher nicht wahrhaft getan haben, so ist es jetzt zu spät. So ein offiziell ausgesprochener Dank kommt mir immer vor wie eine Quittung, wie ein nachträgliches Begleichen einer Schuld. Wir werden immer in Herrn Dr. Schmids Schuld bleiben.

Ich möchte hier nichts vom Schicksal sprechen und seinem blinden Walten. Das könnte lächerlich wirken, denn ein Lehrer nimmt ja nur Abschied.

Nur Abschied? Soll man das wirklich so leicht nehmen? Für uns ist es ein großer Verlust.

Für Herrn Dr. Schmid ist es ein Lebensabschnitt, ein gewaltsames Abbrechen und — nun ja, doch vielleicht ein Opfer, das er seinem Schicksal bringen mußte.

Jens Heimreich.

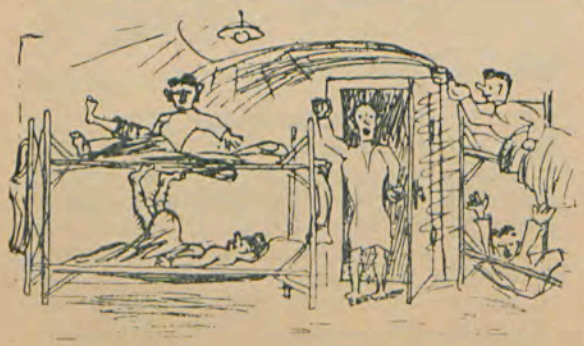
Primaner am Rhein.

Ueber unsere Rheinreise zu schreiben ist eigentlich nicht schwer, denn von den 10 Tagen war jede Stunde ein bedeutungsvolles Ereignis, so daß man bequem einen ganzen Roman über die Tour schreiben könnte. Zunächst etwas über die Entstehung des Gedankens, eine solche Reise zu veranstalten. Bei der heutigen wirtschaftlichen Notlage wären wohl die wenigsten Schüler in der Lage gewesen, die für die Fahrt nötigen 50 RM. von heute auf morgen aufzubringen. Daher mußten schon lange vorher die Moneten zusammengekratzt werden. Vor anderthalb Jahren erwog ich mit Herrn St. R. Winkelmann auf einem Ausflug den Gedanken einer „Klassenkasse". Der Plan war der, daß jeder von uns damaligen Obersekundanern wöchentlich von seinem Taschengeld etwas in eine gemeinsame

Kasse zahlen sollte. Wenn genug Geld zusammengekommen war, wollten wir dafür einen größeren Wandertag veranstalten. Der Plan wurde angenommen und die Kasse gegründet. Als nun nach ein paar Monaten die Wanderung gemacht werden sollte, machte Herr Winkelmann den Vorschlag, noch bis Ostern oder noch besser bis zum nächsten Herbst weiter zu sparen, und dann eine größere Rheinreise zu machen. Darüber natürlich große Begeisterung in der Unterprima r. Nur Herrn Winkelmanns großer Zähigkeit war es zu

verdanken, daß die Sache auch länger als ein Jahr durchgehalten wurde und jeder wöchentlich seine Moneten, die sonst für Zigaretten usw. weggegangen wären, auf dem Katheder als Opfer darbrachte. Als die Herbstferien herankamen, war die Reiseroute und der Treffpunkt genau festgelegt. Wohl manche Mutter wird ihr unreifes Söhnchen unter Tränen und Warnungen vor dem bösen Alkohol entlassen haben.

Die Fahrt ging zunächst bis Homburg v. d. Höhe, wo wir abends um 11 Uhr ankamen und gleich die Jugendherberge aufsuchten. Das Schlafen in den Jugendherbergen brachte uns jedesmal höllischen Spaß. Besonders die Etagenbetten sind eine fabelhafte Einrichtung. Wer unten liegt, kann nämlich den oben liegenden mit den Füßen in schwankende Bewegung bringen und den armen Olympbewohner zwischen Bett und Zimmerdecke tanzen lassen, wobei es nicht selten vorkam, daß das meistens nur lose aufgesetzte Bett sich löste und mit seinem In-



sassen dem Uebeltäter auf den Magen oder auf die Erde fiel. Unter unparlamentarischen Ausdrücken und den gräßlichsten Drohungen wurde dann im Scheine der Taschenlampen der Schaden repariert und bei Tagesanbruch waren auch die Letzten eingeschlafen.

Am nächsten Tage besahen wir uns die Saalburg und fuhren dann mit der Straßenbahn nach Frankfurt, das uns eigentlich etwas enttäuschte. Hier bummelten wir eine Stunde lang in der Stadt herum und fuhren dann nach Mainz, wo wir bei Dunkelwerden ankamen und nach mancherlei Irrwegen zu der außerhalb der Stadt liegenden Jugendherberge gelangten. In der Herberge ließen wir unsere „Affen", (für den Laien sei hier bemerkt, daß dies keine Urwaldtiere sind, sondern Stadtkoffer, die man auf dem Rücken trägt und in denen man außer den „Fressalien" noch ein Nachthemd und andere notwendige Gebrauchsartikel aufbewahrt). Da die Zeit nicht langte, noch in die Stadt zurückzulaufen, gingen wir in den nahegelegenen „Schützenhof", wo gerade Dragonerball war. Hier machten wir unsere erste Bekanntschaft mit dem Rheinwein. Man machte uns einen großen runden Tisch frei und wir erfreuten die alten Herrschaften, indem wir aus rauhen Männerkehlen ein paar Frühlings- und Soldatenlieder brüllten. Bis wir heiser waren. Die „Lehrkräfte" hatten wir natürlich in der Jugendherberge gelassen.

Am nächsten Tage besichtigten wir das „Germanische Museum", wo uns ein lustiger, alter Professor die berühmte Jupitersäule zeigte. Dann aßen wir in einem Gasthaus ein ausgezeichnetes Mittagessen und tranken dabei zum erstenmal den wegen seiner köpfenden Wirkung berüchtigten Most oder Federweißen. Am Nachmittag tippelten wir nach Walluh, wo wir über den Rhein setzten. Dann ging es mit der Bahn von Eltville nach Rüdesheim. Die ganzen Rheinstädtchen standen zu der Zeit im Zeichen der Stahlhelmer, mit denen wir manches nette Erlebnis hatten. Nach einem schönen Glas Wein, an welchem sich allerdings nur ein halbes Dutzend Auserlesene beteiligten, bezogen wir unser Quartier in der fürstlichen, hoch über dem Rhein gelegenen Jugendherberge.

Am nächsten Morgen ging es zum nahe gelegenen Niederwald-Denkmal und dann weiter nach Aßmannshausen. Als die Letzten in Aßmannshausen ankamen, fanden sie die Ersten in der Bauernschenke sitzen. Wir fuhren hier über den Rhein und marschierten nach Bacharach. In Bacharach hatte einer von uns Beziehungen zu einer Weinkellerei. Daher ließen wir die „Pauker" alleine und besichtigten. Daß wir hin und wieder mal eine Stichprobe nahmen, versteht sich von selbst. Als wir wieder herauskamen, trafen wir auf der Straße

unsere beiden Vorgesetzten. Um diesen zu zeigen, welche Erfahrung wir im Besichtigen von Kellereien hatten, gingen wir stante pede zur Sektkellerei Geiling und besichtigten deren Räume. Da man uns hier aber nicht mal eine Trinkprobe anbot, waren wir der Firma gram und stellten fest, daß wir sie nicht empfehlen könnten. Wir schliefen in der Ruine Stahleck, die jetzt zur Jugendherberge umgewandelt ist.

Am nächsten Tag tippelten wir über St. Goarshausen nach Boppard. Die letzten sieben Kilometer nahm uns ein Lastauto mit, was für die Neulinge, die noch niemals alleine größere Fahrten gemacht hatten, ein Vergnügen war, über das sie gar nicht hinwegkommen konnten. Boppard selbst war der Höhepunkt der Tour. Unsere Führer, Herr Winkelmann und Herr Dr. Birkenstaedt, verkündeten uns nämlich feierlich, daß sie die Absicht hätten, die Unterprima zu einer „Weinprobe" einzuladen. Man führte uns zur Bopparder Winzerstube, wo wir in einem gemütlichen Kabinett, in dem eine niedliche filia hospitalis bediente, ein paar Tische zu einer langen Tafel zusammenstellten. Es gab hier einen ausgezeichneten und billigen Wein, der ebenso gut war, wie die Hauskapelle „Max". Als die Tafel schon von einer riesigen Batterie von Flaschen bedeckt war, mahnten die Philologen zum Aufbruch. Als die anderen schon fort waren, leerten wir zu Dreien noch eine Flasche mit der filia hospitalis. Der Heimweg ging in verhältnismäßig guter Ordnung vonstatten. Der Herbergsvater behauptete, gewisse verdächtige Anzeichen an uns zu bemerken, aber der gute Mann irrte sich. Man wachte jedoch am nächsten Morgen in einem etwas eigenartigen Zustand auf.

Von Boppard fuhren wir mit dem Dampfer nach Braubach, besichtigten dort die Marksburg, gingen über die Lahn und marschierten über Ehrenbreitstein nach Koblenz, wo wir das deutsche Eck besichtigten. Wir fuhren nun mit der Bahn nach Moselkern und bezogen Quartier in der dortigen Privat-Jugendherberge. Gerade zur Zeit waren Mosel und Rhein über die Ufer getreten und hatten alles überschwemmt. Allein in der Nacht, in der wir dort waren, stieg das Wasser um zwei Meter und setzte den ganzen Ort unter Wasser.

Am nächsten Morgen ging es an dem sonst so ruhigen Eltzbach entlang zur Burg Eltz, welche ganz entzückend in einem waldigen Tal liegt. Hier gerieten auch die Nüchtersten von uns in Begeisterung. Wir tippelten durch die Eifel zum Laacher See, wo wir uns das berühmte Kloster ansahen, und landeten abends in Andernach. In Andernach lag die Jugendherberge hoch oben auf dem runden Turm. Es war nur schade, daß die Landschaft in dichten Nebel gehüllt war.

Am nächsten Morgen wurden wir unter großen Schwierigkeiten über den weit über die Ufer getretenen Rhein gesetzt. Wir fuhren nun mit der Bahn nach Rhöndorf, machten dort einen kleinen Abstecher ins Siebengebirge über den Drachenfels, Oelberg, Heisterbach Abtei nach Dollendorf und fuhren von dort mit der Bahn nach Köln. In Köln ließen wir die Affen in der Herberge und blieben den Abend in der Stadt, wo sich jeder auf seine Weise amüsierte. Am nächsten Tag wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt, vor allem der urgewaltige Dom besichtigt. Abends tranken wir unter leisen Wehmutsgedanken noch irgendwo still ein Glas Bier auf die Fahrt; und dann kam der letzte Tag der „Athleten-Tour", welchen man am besten im Gepäcknetz oder auf den Bänken schlafend verbrachte.

Zum Schlusse möchte ich noch einmal Herrn Studienrat Winkelmann danken für die schöne Fahrt, die ohne seine große Umsicht und Erfahrung niemals zustande gekommen wäre, und ebenso Herrn Dr. Birkenstaedt, der Herrn Winkelmann in jeder Beziehung tatkräftig unterstützte.

Walter Schacht, U 1 r.

Tertianer an der Weser.

Nicht mit fröhlichen Liedern und bei lachendem Sonnenschein, sondern bei Regenwetter und im vollbesetzten Zug begann unsere Reise. Die Bahnfahrt verlief wie jede andere Klassenfahrt an einem Wandertage, nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas länger dauerte, denn wir waren von morgens um neun bis abends acht Uhr unterwegs. Wir besichtigten Hannover, und dann gings durch die Porta Westfalica vorläufig bis Herford. In diesem schönen Städtchen war es so langweilig, daß einige aus Verzweiflung die Spitzen ihrer Spazierstöcke krumm schlugen. Aber schließlich kamen wir doch, wenn auch gähnend und im Halbschlaf, in Detmold an. In der Jugendherberge machten wir uns über eine Erbsensuppe her, die uns wirklich gut schmeckte. Dann wurde noch das übliche „Sind hier soeben glücklich angekommen“ per Post in die „ferne Heimat“ geschickt, und bald mischte sich unser Schnarchen mit dem Rauschen der Lippe.

Am anderen Morgen hieß es um halb sieben: Aufstehen. Nach dem Frühstück, wobei der echte „Kathreiners“ natürlich nicht fehlte, nahmen wir das Städtchen noch einmal unter die Lupe und marschierten dann ab, um dem steinernen Cheruskerfürsten unsren Besuch zu machen. Der Aufstieg war nicht leicht; das war gewiß kein Weg für Sonntagsspaziergänger. Aber wir als tapfere Christianeer . . . ! Der Weg lohnte sich. Zwar sahen wir den guten Hermann im Augenblick nur von hinten, aber ein schöner Rücken kann auch entzücken. Allerdings war dieser Rücken etwas groß, denn, wenn man bedenkt, daß der Durchmesser des Nasenloches 90 Zentimeter beträgt, so kann man annehmen, daß der Rücken auch nicht allzu klein ist. Das ganze Denkmal ist 54 Meter hoch. Das 7 Meter lange und 11 Zentner schwere Schwert trägt die Inschrift:

Deutsche Einigkeit, meine Stärke,
Meine Stärke, Deutschlands Macht.

Der Wärter des Denkmals ist so alt, daß ich beinahe glaube, er kannte den Besieger des Varus persönlich. Vom Denkmal ging es jetzt über Berg und Tal nach Horn-Lippe. Dort vertrauten wir uns der Deutschen Reichsbahn an, die uns durch einen zwei Kilometer langen Tunnel nach Altenbeken brachte. Ich muß diesen Tunnel erwähnen, da wir nachher über den Berg, durch den wir vorher gefahren waren, zurückmarschieren mußten. Bei rieselndem Landregen und mit Schmutz überzogenen Stiefeln kamen wir in Reelsen an. Eine zur Jugendherberge umgebaute alte Kirche war diesmal unser Heim.

Am nächsten Tage fuhren wir nach Höxter an der Weser, wo wir das Kloster Corvey besichtigten. Da das Kloster jedoch nur zu bestimmten Zeiten unter Führung besichtigt werden konnte, hatten wir noch Zeit, uns durch eine alte Kirche führen zu lassen, deren ältester Teil aus dem Jahre 850 stammt. Auf dem Friedhof neben der Kirche ist das Grab Hoffmanns von Fallersleben. Im Kloster selbst wiesen uns allerhand Bilder und Schnitzwerke auf die Kunstfertigkeit der Mönche hin. Die Bibliothek umfaßt mehr als 64 000 Bücher, die hauptsächlich in englischer und französischer Sprache geschrieben sind. Nach der Besichtigung tippelten wir in Sturm und Regen immer der Landstraße nach, nach Polle. Wenn wir glaubten, die Jugendherberge unten im Dorfe zu finden, so hatten wir uns getäuscht, denn sie lag auf der anderen Seite des Dorfes auf einem Berge. Mit Todesverachtung stolperten wir hinauf. Oben empfing uns Schwester Sophie, die uns gleich mit dem Hinweis, ja die Füße gut abzutreten, begrüßte. Im Augenblick gefiel uns rauhen Kriegern die Herberge gar nicht, denn sie war uns zu hotelmäßig. Es gab dort sogar eine Garderobe und, man sollte es kaum glauben, einen Schuhputzraum. Aber das eine muß man ihr lassen, wir haben dort wunderbar geschlafen.

Als wir uns am nächsten Vormittag die Poller Burgruine angesehen haten, marschierten wir durch Wald und Feld nach Bodenwerder. Unterwegs merkte ein Pechoogel, daß sein Photoapparat ihn schmählich verlassen habe. Der Arme machte gleich Kehrt und fand seinen Knipskasten friedlich unter dem Tische der Jugendherberge. Auf dem Marsche pfiffen wir trotz strömenden Regens Marschlieder und Schlager, alles durcheinander. Bis auf die Haut durchnäßt, zogen wir in Bodenwerder ein. Auf unsere Frage, wo die Jugendherberge sei, erhielten wir die Antwort. In der Kuhgasse. Das war gerade nicht vertrauenserweckend. In der Herberge, die tatsächlich nicht zu den besten zählt und über die selbst zünftige Wanderer den Kopf schüttelten, empfing uns auch eine Herbergsmutter. Sie klagte uns gleich ihr Leid, es seien Hannoveraner hier gewesen, die sich sehr schlecht betragen und auch den Ofen ganz voll Papier gestopft hätten, so daß jetzt das Feuer gar nicht brennen wolle. Schließlich wurde das Zimmer doch warm, wenn auch zuerst mehr vom Rauch als vom Feuer. Außer dem Ofen tat auch die Linsensuppe ihre Schuldigkeit und erwärmte uns innerlich. Nachdem beschlossen worden war, des schlechten Wetters wegen einen Tag früher nach Hause zu fahren, wurde noch etwas vorgelesen und dann hauten wir uns aufs Ohr.

Von Bodenwerder-Kemnade brachte uns die

Kleinbahn, die teilweise auf der Landstraße entlang geführt wurde, nach Emmertal. Von dort gelangten wir schnell mit einem Triebwagen nach Hameln. Wir besichtigten die Stadt in zwei Gruppen, da eine Gruppe im Wartesaal bei unserem Gepäck bleiben mußte. Die Hauptsache war natürlich das Rattenfängerhaus, in das sich eine Konditorei eingenistet hat. Der Anblick des Hochzeitshauses wurde uns durch ein Baugerüst verleidet. Wer sonst über Hameln Bescheid wissen will, mag in einem Reiseführer nachschlagen. In Hessisch Oldendorf, wo wir unsere letzte Nacht im Weserbergland verbrachten, trafen wir Uhlenhorster Ferienkinder, die wir gleich mit einem „Hummel, Hummel“ begrüßten. Nach einer guten Mahlzeit und einem Rundgang durch das Dorf gingen wir bald in die Falle.

Am nächsten Tage ging es über Hannover heimwärts. E. A. Korth (O. III. g.

Nach Pinneberg!

Ja! rief das sämtliche Gezwerg,
Nach Pinneberg — nach Pinneberg!
Mit feinen Stimmchen: Pinneberg!
Mit groberen — nach Pinneberg!
Ja Pinneberg!
Nach Pinneberg!

Diesmal waren es aber nicht jene berüchtigten Zwerge, die in sagenhafter Vorzeit eine Pinneberger Hochzeit gestört haben sollen, sondern rechtschaffene Lehrer und Schüler des Christianeums, die dort, wie es in jedem Jahr geschah, ihr Schulfest feiern wollten.

„In Pinneberg, in Pinneberg“ tönte es schon Wochen vorher aufgeregt im Schulgebäude, denn in diesem Jahre sollte zum erstenmal das Fest in zwei Lokalen stattfinden. Die „kleinen Schüler“ von Sexta bis Obertertia sollten im Osterholder Quellental feiern und schon um sieben Uhr abends in die Heimatstadt Altona zurückfahren. Die „Großen“ sollten bis Mitternacht in der „Eiche“ verweilen dürfen. Aber keine Regel ohne Ausnahme! Die Obertertianer errangen in einem heldenhaften Kampfe gegen „die höhere Gewalt“ die Erlaubnis, auch bis um zwölf Uhr in der „Eiche“ bleiben zu dürfen.

Endlich war der Festtag gekommen. Lehrer, Schüler, Gönner, Freunde und Freundinnen des Christianeums füllten die Bahnhofshalle. In angeblich „strammer Marschordnung“ (laut Altonaer Nachrichten) zog die Schule auf den Bahnsteig. Aber hier zeigte sich schon die erste Enttäuschung, denn dort standen nicht wie früher D-Zug-Wagen mit Abteilen 2. Klasse, um die man sich hätte prügeln können, sondern ganz ordinäre ehemalige 4. Klasse-Wagen. (Folgerichtig müssen wir das nächste Mal in Viehwagen transportiert werden.) In diesen Wagen fuhren wir nun bis zum Hauptbahnhof Pinneberg.

Hier stellten wir uns zum Festzug auf. An der Spitze standen die Musik, die Reichs- und die Schulfahne. Die neue Schulfahne machte zum erstenmal den Pinneberger Feldzug mit. Vom Bahnhof zogen wir wiederum in „strammer Marschordnung“ durch das Pinneberger Gehölz nach dem Osterholder Quellental. Aber auch der Marsch sollte uns eine Enttäuschung bringen: Die Kapelle spielte nicht wie sonst an der gewohnten Wegkrümmung „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst“. Trotz alledem gelangten wir nach Ueberschreitung des Bahndammes und Ueberschreitung der Pellau ins Quellental.

Im Quellental war schon alles festlich hergerichtet. Die Fahnen flatterten im Winde und im Saale luden die langen weißgedeckten Tische mit Kuchenbergen und Tassen (diesmal mit Henkel) zum Schmause ein. Aber bevor wir uns auf den Kuchen und den Mokka stürzen konnten, fand noch wie alljährlich eine kleine Feier statt. Nach der Feier und dem Kaffee veranstalteten die jüngeren Schüler sportliche Wettkämpfe, während die älteren die Zeit bis vier Uhr mit Zuschauen und Colloquien totschlugen.

Um vier Uhr zogen die älteren Klassen mit ihren Lehrern in der gewohnten Marschordnung in das andere Festlokal. Hier wurde bis zum Abend nach Scheiben geschossen und gekegelt. Am Abend fanden sich Stilkleider und lange Hosen zum Tanze zusammen. Man tanzte nach Klängen einer wahrhaft orphischen Musik, in die sich ein mit dem Gesang der Sirenen konkurrierender Musikerbaß mischte. Wo nicht getanzt wurde, trank man auf das Wohl der Schule, Klassen und Arbeitsgemeinschaften. Besonders wurde hierbei die „Afam“ bedacht. Da dieses nicht nur mit Zitronenlimonade ausgeführt wurde, verlief der Abend in heiterer Stimmung. H. St.

Bergmannslos.

Morgenfeier der O. II. g.

Neue gewaltige Bergwerks-Katastrophe in Saarbrücken! 221 Arbeiter vermißt! 156 Tote bis jetzt in Alsdorf! Mit diesem Zeitungsschlagwort begangen die Eingangsworte der Feier. Daß aber hinter diesen so sachlich klingenden Worten etwas Ernstes, Furchtbares und für den menschlichen Verstand Unbegreifliches steht, brachte die Feier schlicht und klar zum Ausdruck.

Die Feier war in zwei Hauptteile gegliedert. Der erste Teil zeigte uns das Leben der

Bergarbeiter. Die Einfahrt in den Schacht, die Arbeit im Bergwerk und die Stimmung, die in einer Industriestadt herrscht, wurde anschaulich geschildert. Gewiß trat etwas zu sehr die graue und dunkle Seite des Lebens in der Industriestadt hervor. Aber die Feier wollte ja gerade durch die Hervorhebung dieser Lebensseite wirken. Besonders sind in diesem Teile die Vorträge von Brüning und Sjöberg hervorzuheben. (Brüning war selbst vier Wochen in einem Salzbergwerk tätig.) Sjöberg behandelte das Thema „Mensch und Maschine". Er zeigte die Abhängigkeit des heutigen Menschen von der Maschine. (Von beiden bringen wir in dieser Nummer Beiträge.)

Der zweite Teil der Feier wandte sich dem Unglück selbst zu. Die Gedichte und Prosastücke malten Explosionen, Panik und Erstickungstod aus.

Aber nicht nur wollte uns die Feier das Unglück anschaulich schildern, sondern auch auf die Frage, warum sich der Tod so schrecklich offenbare und wie er überwunden werden könne, eine Antwort geben. Die Wissenschaft hat hierauf keine Antwort gegeben, eine Antwort gibt uns hier nur die Religion, sagte Stellmacher in den Eingangsworten. Daher wiesen die Eingangsworte besonders auf das Christentum hin. Im Christentum sei durch Christus der Tod überwunden, und darum erscheine dem Christen der Tod nicht mehr als etwas Furchtbares. Mit dieser Erkenntnis, die durch den Vortrag von Rilkes „Die Blätter fallen" zum Ausdruck gebracht wurde, schloß die Feier. H.

Sumpfgras.

Von Achim Brüning.

An den kahlen Wänden schwarzer Fördertürme
zirpen Grillen angstvoll in dem nassen Tau . .
Mahnend heulen um die Schlote kalte Stürme,
und der Himmel tiefverhangen, finstergrau . .
— Schweigend drängen dumpfe Massen durch das Tor,
von den kalten Wänden hallt ihr Gleichschritt wieder . . . .
— Stumm und schweigend tritt die erste Reihe vor,
hastet in den heißen Leib der Erde nieder.
— Gleichen Schrittes schleppen sie sich durch die Stollen . .
Grubenlampen spenden trostlosmatten Schein .
Ein geheimnisvolles Raunen, tiefes Grollen
zieht sich zitternd durch das gleißende Gestein.
— Funkeläugig starrt der schwarze Diamant . .
heißer Luftzug kost die ewignassen Wände;
leise zuckt die Grubenlampe in der Hand . . .
In den Stollen dumpfes Rauschen ohne Ende.
Hartes Hämmern hallt durch niedrignasse Lüfte,
gierig fressen sich die Meißel in den Stein . .
heißer Schweiß rinnt über die entblößten Brüste . . .
Plötzlich! — Zischen! — Es verlöscht der Lampe Schein!
— Lautlos kriecht das Sumpfgas durch den Gang . . . —
Dann: ein Rollen! Donnern! Krachend bricht die Sohle!
Schreie! — Letztes Stöhnen von erschütternd hohlem Klang
aus den eingestürzten Barren schwarzer Kohle.
— . . . An die kalten Wände schwarzer Fördertürme
weinend plätschert Regenflut ihr Sterbelied . .
Alles ruht! — Nur Mond und Sterne
halten Totenwacht in weiter Ferne . . .
— Ganz allein — . . .

Vier Wochen Bergarbeiter.

(Aus meinem Tagebuche.)

Erste Einfahrt ins Bergwerk.

Ruß! Dampf! Qualm rauchen Schlote gegen den Himmel.
Ich steige die steile Treppe zum 30 Meter hohen Förderturm hinauf . . .
— Lärm! Zischen! Schreien! Arbeit! —
Singen! Summen in den Lüften!
Das Lied der Arbeit! . . . —
Ich stehe auf der Plattform vor dem Förderkorb.
In der Hand halte ich die Grubenlampe . .
Fast drückt der Riemen der Kaffeekanne meine Schulter . . .
Mit klopfendem Herzen erwarte ich meine erste Einfahrt!
Der Korb schwebt heraus aus der gähnenden Tiefe
des dunklen Schachtloches. Ein Klingelzeichen — er stoppt!
Krachend springen die schweren Eisentüren auf.
Ich steige ein . . . drei Arbeiter mit mir —
Sie sehen bleich aus . . . dieselben Gesichter! Bleich!
— Die Türen klappen zu . . . automatisch!
Die Glocken schrillen . . . der Korb fällt . . . stoppt sofort!
— Vier Arbeiter mit gleichem Antlitz steigen in die Abteilung,
die über mir sich befindet.

In drei Abteilungen ist der Korb eingeteilt . .
in jede steigen
vier bleiche Männer! — . . .
— Noch ist Licht um mich. Noch Tag!
Goldenrot scheinen die ersten Strahlen der
Sonne . . .
Goldenrot schimmert die Luft!
Jetzt ist der Korb besetzt!
Krachend schlagen die Türen zu . . . ein
Schrillen . . .
Er sinkt . . .
fällt und fällt . . .
immer schneller, schneller . . .
Schon längst hat sich der letzte Lichtstrahl im
Dunkeln verloren!
Schon längst hat die schwarze Nacht den Tag
verjagt, überwältigt . . .
Schon längst ist das Schreien . . Hämmern . .
Singen in den Lüften verhallt!
— Immer rasender wird das Stürzen . . .
ich falle mit einer Geschwindigkeit von neun
Metern in der Sekunde. —
Der Luftzug wird kühler!
Er drückt auf die Ohren!
Ich kann kaum ein Wort verstehen!
Mit monotonem Geräusch rauscht, zischt der
Korb an den Schienen entlang .
Da! —
Ein Lichtschein!
Ein Licht!
In dieser Finsternis?
Was war das?
Ganz schnell huschte es an mir vorbei!
Nach oben!
— Dann wieder Nacht . . .
Zischen . . .
Rauschen . . .
— Ich hatte das Licht des 600 Meter Schachtes
gesehen.
Er war passiert . . .
Noch 200 Meter!
Weiter geht die Fahrt in den heißen Leib der
Erde.
70 . . . 71 . . . 72 Sekunden!
630 . . . 639 . . . 648 Meter! . . . zeigt die
Skala.
Wie ein Pfeil schießt der Korb. Blitzschnell
sind sie überwunden . . .
Jetzt noch einen Augenblick . . . dann
bremst er.
— Mir ist als führe ich nach oben! —
Scheinbar langsam sinkt er . . . hält
ruckweise an!
Die Türen höre ich aufschlagen . . .
Die Arbeiter, die oben als letzte in den Korb
gestiegen waren, verlassen ihn.
Dann das Glockenzeichen!
Wieder werden die Türen aufgerissen . . .
wieder drängen sich vier Mann heraus.
Ich höre über mir das Schurren ihrer
schwerfälligen Tritte!
Jetzt kommt die dritte Abteilung . . .
Ich steige aus!
Dann huscht der Korb zischend wieder nach
oben . . .
Rauschen an den Schienen . . .
Ich atme die dumpfe, salzige Luft ein . . .
schaue an der Decke des Ganges ein lächerlich-
schwaches Licht . . .
sehe es durch eine neblige, drückend-warme
Atmosphäre matt und trübe scheinen,
höre Hämmern! Rollen!
Stampfen und Lärm als Antwort!
Langsam schieben sich die Arbeiterkolonnen
den Stollen entlang,
biegen in der Ferne irgendwo ab . . .
Ich versuche, auf der schräg vom Fördergerüst
zur Sohle sich neigenden Platte stehen zu bleiben,
werde aber von den Arbeitern weitergedrängt.
Vor mir stehen Lorenzüge voll von dem
weißen, gleißenden Salz . . .
Rechts von mir schreibt ein Arbeiter
die Nummern derer auf, die in den Schacht
gehen!
„242!" rufe ich.
Schon steht sie auf dem schwarzen Brett neben
dem Fördergerüst . . .
blitzschnell huscht die Hand drüber weg . . .
Wie der Wind über das Wasser!

August 1929. Achim Brüning.

Die Maschine.

Immer hatte es mich schon zu jener großen, finsteren Fabrik vor der Stadt hingezogen, zu jener Fabrik mit dem hohen, drohenden Schornstein und den ungeheuren Glasfenstern. Was mich unwiderstehlich immer wieder dorthin lockte, war der Rhythmus, verursacht durch das Laufen einer Dampfmaschine, deren regelmäßiges Zischen und Stampfen durch die geöffneten Glasfenster drang. Ich hörte es nicht etwa gern; o nein, im Gegenteil, es war mir unerträglich. Und wenn ich fliehen wollte, konnte ich es nicht. Vergebens hielt ich mir beide Ohren zu. Und wenn ich mir fest vornahm, es nicht hören zu wollen, so sandte die Maschine um so aufdringlicher ihren betäubenden Rhythmus in meine Ohren. Die Maschine beherrschte meinen Willen: furchtbarer Gedanke.

Heute stand ich wieder dort, angelehnt an den Torpfosten des Fabrikgebäudes. Ich

summte einen Schlager im Rhythmus der Maschine. Mein Fuß trat den Erdboden in ihrem Rhythmus. Mein ganzer Körper war von ihm durchdrungen.

Der Wind pfiff mir um die Ohren, die Begleitmusik zum Takt der Maschine. Mich fror, und, um mich zu wärmen, trampelte ich mit beiden Füßen, natürlich im Takt der Maschine. Nun wurde mir die Sache zu bunt. „Warum denn immer der ewig monotone, zynische Rhythmus? — Kann es denn nicht einmal anders werden?" — Ich hatte Lust, einen Stein in eins der großen Glasfenster zu werfen, nur um die Eintönigkeit zu unterbrechen. Ich wollte weglaufen, doch der ohnmächtig machende Rhythmus bannte mich auf die Stelle, wo ich stand. Nun stieg meine Erregung auf den Höhepunkt. In meiner aufgepeitschten Phantasie schien der Schornstein den Rauch in Zickzackform auszustoßen, dem Takt der Maschine angepaßt. Alles war so, als wenn man sich die Ohren in einem bestimmten rhythmischen Wechsel auf und zu hält und es mit den Augen auch so macht. Alles Sein um mich war in pulsierende Bewegung aufgelöst. Monoton war es längst nicht mehr; alles schrie den Rhythmus in mich hinein. Da plötzlich kam die Erlösung: Schrill durchbrach der Pfiff einer Fabrikpfeife das pulsierende Toben. — Ich atmete auf. Die Maschine hatte wenige Augenblicke später auch aufgehört zu laufen. Der Rauch nahm wieder natürliche Formen an, so wie alles andere um mich herum. Jetzt war ich meiner Sinne wieder mächtig. „Fabrikschluß", dachte ich und sah auf die Uhr: Punkt vier. —

Ich glaubte mich von meinen Qualen erlöst und wandte mich zum Gehen. Da sprangen die großen Flügel des Fabriktores weit auf, und ein Strom bleicher, elender Menschen brach heraus. Ich blieb stehen und sah sie alle an. Da sprang ein furchtbarer Gedanke in mein Hirn: „Das ist ja der Zug des — Ach nein, nein, sie leben ja alle, sie bewegen sich ja, sie sind alle blutarm", und ich ging auf sie zu und berührte einen von ihnen, der mich verstört ansah.

Da, da, auf einmal hörte ich wieder jenen schrecklichen Rhythmus. Hatte die verwünschte Maschine wieder angefangen zu arbeiten? — Nein, sie war es nicht, die dieses quälende Geräusch hervorbrachte. Und ich suchte weiter nach dem Ursprung. Ich fand ihn zu meinem Entsetzen in den Menschen da, die neben mir aus dem Tor hervorquollen. Sie alle gingen in Schritt und Tritt, was dieses rhythmische Geräusch erzeugte. „Mein Gott, das sind doch keine Soldaten!" — O jetzt wußte ich, warum sich diese Menschen im selben Takt wie die Maschine bewegten: was da an mir vorüberstampfte waren gar keine Menschen; es war ja die Maschine selbst. Und jeder dieser Menschen war ein winziges Maschinenteilchen, das sich mit all den tausend anderen zu der großen Maschine zusammenballt.

Ich sah den endlosen Zug der marschierenden Menschen entlang; er bewegte sich in der Richtung der Stadt, deren Sicht durch den dicken Nebel verhängt war. Und ich stellte mir vor, daß dieses Menschenheer e i n Wesen sein sollte. „Eine Schlange —", durchzuckte es mich.

Noch immer spie das Tor unerbittlich Menschen. — „So viele —?" dachte ich. Wie war es möglich, daß alle in einem einzigen Rhythmus gingen? „Gingen?" Sie gehen ja noch, immer im Rhythmus; sie werden solange gehen, bis der letzte im verbergenden Nebel verschwindet. — „Ob es einmal so kommen wird?" — ich weiß es nicht. Aber wenn es eintreten sollte, dann werden die Menschen wieder in Höhlen wohnen, mit Steinbeilen kämpfen und nach Tausenden von Jahren wieder so weit sein, bis der letzte Maschinenmensch wieder im Nebel verschwindet. Und so wird es ein ewiger Kreislauf sein. Das ist der Rhythmus der Menschmaschine. — Alles Maschine — Maschine — —

Sjöberg.

Bei den Bienen.

Hurra, heute geht es zu den Bienen! Zwei Stunden Schule sind bald herum, und die zweite Pause ist da. Unsere Räderkarawane, an der Zahl 11 bis 13 Mann, stellt die Räder hinaus in den Regen, und wir begeben uns in die Klasse, wobei — wie immer — viel Radau gemacht wird. Aber dann kommt Herr Linke herein, gestiefelt und gespornt, den Hut in der Hand, und droht mit Nichtgehen, wenn wir nicht leiser wären; wir warten noch den Regen ab und dann gehts mit Hallo zur Straßenbahn. Die erste ist zu leer, wir wollen eine volle abwarten. Sie erscheint dann auch, und wir steigen ein, machen — wie immer — Radau und steigen aus. Beim Weg in den Schulgarten falle ich — wie immer — in den Dreck. Im Schulgarten werden wir — auch wie immer — photographiert, in die erste Gruppe eingeteilt, mit mit Gaze versehenen Masken behängt. Darauf wurden wir vom Schlachtfeld verjagt, um von weitem zuzugucken: uns zu langweilen. Bei dieser anregenden Beschäftigung beschlich uns ein furchtbarer Hunger, und wir konnten nicht widerstehen, uns einige Rüben zu holen, was heimlich in Trupps geschah.

Dann aber kam ich mit der zweiten Gruppe zur Besichtigung der Bienen. Zuerst zeigte

man uns einige Arten von Körben und Waben der Bienen, und um uns die jungen Bienen zu zeigen, nahm der Imker eine mit jungen, weißlich grauen, entzückenden Bienen bedeckte Wabe heraus und zeigte sie uns. Er erklärte uns das Wesen des Bienenstaates, vom Werden der Einzelnen und von den drei Arten der Bienen: den Arbeiterinnen, den größeren Drohnen und der Königin, der einzigen Biene, die Fruchtbarkeit besitzt, und infolgedessen am größten ist und als lebendige Eierlegemaschine da ist, und von der großen Drohnenschlacht, in welcher alle Drohnen umgebracht werden. Auch von den Schädlingen erzählte der Imker und gab uns einen Einblick in das Wesen eines großen Staates, in dem jedes Wesen seine Beschäftigung hat, und dessen ganze Maschinerie so weise von der Natur gemacht ist, daß kein Mensch es besser machen könnte.

Peter Sußmann, V.

Primanerreden einst — und — jetzt.

1791.

In seinem 1841 erschienenen „Genrebildern aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes" erzählt Professor Schumacher folgende Episode aus seiner Primanerzeit am Christianeum:

„Eine stehende Sitte feierte den 28. Januar durch eine öffentliche Rede im großen Hörsaal des Königs Geburtstag. Die Lehrer wechselten im bestimmten Turnus, aber außer ihnen durfte einer der Selektaner als Freiwilliger eine Rede halten. Dies war eine Ehrensache, und oft ängstlich die Erwartung, wen der Direktor von den Kompetenten herausheben würde. Groß war die Zahl freilich selten, denn manchem fehlte es an Mut, oder an der Fähigkeit eine Rede zu fabrizieren, oder an Geld, um sich gehörig zu equipieren, wie der Schlendrian es wollte. Jetzt ist das Kostüm einfach, damals bunt und nicht ohne Kosten. Im letzten Jahre meines Schullebens meldete ich mich als Redner, und siehe da, ich ward zugelassen. Wer war glücklicher als ich; eitel ist man natürlich in der Jugend. Aufzutreten vor einer zahlreichen Masse von Einwohnern als öffentlicher Redner, geschmückt mit allen Insignien der Mode der Zeit, der Einzige von Vielen! Es war ein Großes.

Nun aber sollte ich eine Rede machen. Hätte ich Uebung darin gehabt, so waren 8 Tage hinreichend, dieselbe in einigen Abendstunden auszuarbeiten; aber es war ein Probestück, ganz neu und unerhört. Natürlich also waren der Zurüstungen nicht wenig. Ich schloß mich ein, ließ mir eine Tasse Kaffee bringen, eine Pfeife Tabak, nahm Feder, Tinte und Papier und wartete nun auf die Begeisterung, die mir noch eine Kleinigkeit bringen mußte, die doch auch dazu gehört, die Gedanken. Diese meldeten sich, viel, aber Verwirrung, ein Chaos war ihre Gestaltung. Es kostete einige Wochen, ehe ich mich durcharbeitete, und endlich begann ich das große Werk.

Meine Thema war: Eine Lobrede auf die Königliche Verfassung. Der Sitte gemäß mußte ich die Rede vorher dem Direktor zur Ansicht

geben. Ich bekam sie zurück und fast ohne alle Veränderung; Kleinigkeiten im Ausdruck (und selbst diese hielt ich für Verballhornung), und ich machte mich ans Memorieren.

Den Sonntag vor dem Festtag ward durch einen ungeheuren Anschlagbogen im Rojal-Folio am Rathaus, Kirche und mehreren öffentlichen Plätzen dem Publikum bekanntgemacht, daß nach der Rede des Professor Bogler der Selektaner Georg Friedrich Schumacher auftreten werde. Es flimmerte mir vor den Augen, da ich es las, und ich meinte, ich könnte nirgends in der Stadt erscheinen, ohne daß alles sich zuflüsterte: Das ist Er! Ich war sehr glücklich. Der Tag kam. Ich war wohl etwas befangen, aber der Triumph der Eitelkeit überwog die Furcht. Die Kutsche kam, ich stieg ein, landete glücklich am Auditorium, und wie mir zumute war, als ich durch eine gedrängte Menge von Menschen zu dem Platz mich hinarbeitete, wo der Stuhl für die Redenden stand, das kann nur der fassen, der eine ähnliche Erfahrung gemacht hat. Und man glaube ja nicht, daß ich etwa unbemerkt, als unus e multis, durch die Masse schlüpfen konnte, ohne daß diese ahnten, welch' wichtige Person sich da durchdränge. O nein, dafür war durch das Kostüm gesorgt, welches für einen Alltagsmenschen viel zu glänzend war. Die junge Welt wird lachen, wenn sie sich mal so denkt, wie ich am 28. Januar 1781 auftrat, aber mag sie denn. Erzählen muß ich es, wäre es auch nur ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und Zeitkostüms.

Schneeweiße Weste und Inexpressibles von halbseidenem Zeug, weiße seidene Strümpfe, glänzende Schuhe mit blinkenden silbernen Schnallen bildeten die Grundlage; über diesem ein Galarock vor scharlachrotem Tuch mit blauseidenem Kragen und Aufschlägen, und auf der Binnenseite gefüttert mit weißem Tamis; einem Staatsdegen mit geschliffenem stählernen Gefäß an der Seite hängend. Nun aber das Haupt, die Seele des Ganzen. Ein vom Friseur künstlich erbautes Toupet, Locken an beiden Seiten, und das Hinterhaar zusammengefaßt in einen schwarzseidenen Haarbeutel von etwa 8 Zoll long und 6 Zoll breit. Ihr lacht? Mögt Ihr! Ton und Mode bestimmt, was hübsch und häßlich ist, muß ich Euch sagen, daß nicht ich allein, sondern auch das Publikum meinte: ich sei sehr hübsch kostümiert.

Die Symphonie begann von der Gallerie; Bogler trat auf, und zitternd las er seine Rede ab. Das sollst du besser machen, dachte ich, und konnte den Augenblick kaum erwarten, da er sein dixi würde gesprochen haben. Endlich! Musik von neuem — und nun: Still! Nun mußte ich hervor. Wer es nie versucht hat, vor einer glänzenden Menge, als Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit (und was noch viel mehr sagt, im 20sten Jahre vor der Elite der jungen Mädchen des Ortes) aufzutreten, der glaubt es nicht, wie einem dabei zumute ist. Aber ich war keck und voll Selbstvertrauen. Ich trat auf mein Katheder, legte meine zierlich geschriebene Rede auf das Pulpet und deklarierte mein Meisterstück (dafür hielt ich es) mit Dreistigkeit und Anstand her, ohne anzustoßen und mit vielen Bewegungsgründen. Eine halbe Stunde dauerte mein Vortrag, und das Flüstern und Winken mit den Augen im Kreise der jungen Welt sagte mir: Ich habe meine Sachen gut gemacht. Wer war glücklicher als ich! Befriedigtes Selbstgefühl ist gewißlich das innigste Gefühl von Glück, dessen der Mensch fähig ist, und Sinnengenuß wiegt dies nicht auf. Lobsprüche kamen mir entgegen in dem Kreise, wo ich den Mittag zu Tische war; ich erschien allen meinen Bekannten als ein juvenis bonae spei und aus dem bonae machte ich in Gedanken den Superlativ und sagte: optimae. Und wie ward ich überrascht, als ich den Nachmittag auf mein Zimmer zurückkam! Mein Gönner Schleppegrell, der Inhaber des Schauspielhauses, gab am Königs Geburtstag immer eine glänzende Maskerade, Entree 1 Reichstaler. Dazu berechtigte mich sein Komödien-Billet nicht, und ich dachte nicht daran, dort zu erscheinen. Aber sieh da, auf meinem Tisch lag nicht nur ein Billet, sondern ein vollständiges Theaterkostüm eines Hamlet, und eine freundliche Zeile dabei, die mich bat, am Abend davon Gebrauch zu machen. Ich war überzeugt, dies sei durch meine Rede und die Art, sie zu halten, herbeigeführt, und meine Eitelkeit fand in dieser Güte eine Anerkennung, die nicht wenig beitrug, mein Selbstgefühl noch zu steigern. Das Neue der Sache (ich hatte nie eine Maskerade gesehen), die glänzende Versammlung, und die ganze Art, wie ich dazu gekommen, auch da zu sein, Alles tat das Seinige, mir diesen Tag und die durchschwärmte Nacht zu einem Lichtpunkt in meinem Leben zu machen, dessen Eindruck nie in meiner Erinnerung erlöschen kann.“

Das war vor 140 Jahren. Und heute? — Nun, lassen wir auch den Primaner von 1930 selbst erzählen.

1930.

„Also blamieren Sie das Christianeum nicht, und gewinnen Sie mindestens den ersten Preis!“ damit entließ mich das hohe Preisrichterkollegium unserer Schule. Verlockende Bilder stiegen vor mir auf, als ich die Hoheschulstraße verließ.“ Wenn die andern in der Schule schwitzen, mache ich Reisen und schwinge Reden! Kiel ist ein hübsches Städtchen, auch Berlin soll nicht häßlich sein, und wer dort den

ersten Preis gewinnt, fährt über den großen Teich nach Amerika!"

So fuhr ich im Juli nach Kiel, wohin von jeder höheren Schule Schleswig-Holsteins ein „redender" Primaner kommen sollte. Es erschienen aber nur fünf. Zehn Minuten lang durften wir von einem hohen Katheder aus das Preisrichterkollegium andonnern, bis am Ende der neunten Minute dem Redestrom durch eine mächtige Glocke Einhalt geboten wurde. Ich fand solchen Gefallen an der Tätigkeit eines Wanderredners, daß ich mir das Recht erredete, in Berlin am Reichsredewettbewerb teilzunehmen. Und so kam es, daß ich am 8. August im Berliner D-Zug als Vertreter Schleswig-Holsteins saß.

Buntes Leben hastet „Unter den Linden". Hohe Autobusse schwanken an vorüberhuschenden Luxusautos und rasselnden Droschken vorbei, auf denen rotnasige Kutscher die abgetriebenen Gäule zur Eile peitschen. Inmitten des brandenden Verkehrs stehe ich und suche auf einem riesigen Stadtplan den Schinkelplatz. Neben mir reitet auf stolzer Höhe der Alte Fritz auf seinem ehernen Roß.

Im Gebäude der Hochschule für Politik sind zwanzig deutsche Jünglinge und eine Primanerin versammelt. Wir werden feierlich begrüßt, gezählt und mit einer Nummer versehen. Dann steigen im Hörsaal 21 Reden. Alle Typen sind vertreten, vom Mecklenburger bis zum Berliner, vom Smoking bis zur Lederhose und dem Schillerkragen. Alles mögliche wird in die kurze Rede hineingepackt: dichterische Ergüsse, philosophische Spekulationen, kommunistische Parolen und deutsch-nationales Programm. Themen wie beim ersten und zweiten Sieb: „Was sagt uns Jungen die Geschichte?" oder „Deutschlands Stellung in der Welt". Zehn kommen in die engere Wahl, und aus diesen werden nach einer kurzen, unvorbereiteten Rede sechs Primaner für den Endkampf ausgesucht. Am Abend endlich weiß ich, daß ich auch zu diesen gehöre.

Am nächsten Morgen findet der Schlußakt vor einem größeren Zuhörerkreise statt. Vorne im Saal sitzen die Vertreter der Ministerien, der Schulbehörde und des Auswärtigen Amts. In geschlossenem Zuge marschiert die Presse herein und nimmt am Fenster Stellung. Nach der Eröffnung steht der amerikanische Botschafter smart lächelnd einige Minuten auf der Rednertribüne. Dann besteigt der erste von uns das Pult. Bei jeder flammenden Geste knacken am Fenster die Apparate, und die Bleistifte der Reporter fliegen über das Papier.

Der Augenblick, in dem die Preisrichter nach kurzer Beratung den Spruch verkündigten, soll sehr spannend gewesen sein. Den ersten Preis, eine sechswöchentliche Reise nach Amerika und Teilnahme an dem internationalen Wettreden in Washington, errang ein Elberfelder Primaner. Die übrigen fünf erhielten Geldpreise. Ein Diner im „Deutschen Haus" mit den Preisrichtern folgte, bei dem wir uns mit Oberschulräten, Direktoren und Professoren sehr fein unterhielten. Ledig aller Sorgen fuhr ich am Sonntagnachmittag nach Sanssouci hinaus. Auf der breiten Schloßtreppe stehend konnte ich es dem großen Friedrich von Herzen nachempfinden, wie wohl es ihm in dieser heiteren Umgebung war, wenn er seine Berliner Geschäfte hinter sich hatte.

Durch die Freundlichkeit einer der Herren vom Preisrichterkollegium bekam ich eine Karte für die große Verfassungsfeier am 11. August im Reichstag. Auf dem Wege dahin traf ich „Unter den Linden" den Amerikafahrer, der mir in einer Berliner Morgenzeitung sein Bild zeigte. Aus dem Bericht dieses Blattes sah ich zu meiner Belustigung auch, daß der Berichterstatter mir Eigenschaften zugeschrieben hatte, von denen ich bisher noch garnichts wußte: „Er entpuppte sich als Redner von trockenem, köstlichem Witz. Früher wäre er ein scharfsinniger Klosterschüler, vielleicht sogar ein großer Jesuit gewesen."

Kurz vor zwölf dränge ich mich durch Menschenmassen, Sipos und Minister, die in letzter Minute im Auto vorfahren, ins Reichstagsgebäude. Der Sitzungssaal ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Ueber der Rednertribüne, zwischen Blumen und leuchtenden Schleifen in den Reichsfarben hat eine verblichene schwarz-rot-goldene Fahne Platz gefunden — das alte Burschenschaftsbanner vom Hambacher Fest!

Plötzlich entsteht eine Bewegung. Alles erhebt sich, die Köpfe fliegen nach links: Hindenburg erscheint in der Präsidentenloge. Drei Verbeugungen, und er nimmt zwischen zwei Ministern Platz. Dann steht Reichsinnenminister Wirth am Rednerpult, verteidigt die Staatsform der Republik und ruft nach der deutschen Jugend, die noch immer abseits stehend nach einem Führer ausschaut: „Wir Deutschen müssen politische Menschen werden!" Auf des Reichskanzlers Worte folgt das Deutschlandlied. Nach wenigen Augenblicken erscheint draußen auf der Freitreppe die hünenhafte Gestalt des greisen Reichspräsidenten. Lautlose Stille. Dann bricht der tosende Jubel der zehntausendköpfigen Menge los, und unter klingendem Spiel nimmt Hindenburg die Parade der Reichswehr ab. Erst als er ins Auto steigt, löst sich die Spannung. Verfassungsfeier in Berlin! R. Halver.

Von unseren Vereinen.

Stiftungsfest der „Klio".

Am 4. Oktober 1930 um 7 Uhr abends bei Grimm: Eine letzte Probe: Die Aufführung klappt! — Die Aktiven des A. W. B. V. „Klio" üben zum letztenmal die Aufführung des Lustspieles „Deutsche Literatur" durch. Heimreich, unser X., hat es selbst geschrieben. Alle deutschen Dichter werden durch den Kakao gezogen, soweit Klianer genug da sind, um die Typen zu verkörpern. Da thront Gerhard Hauptmann in weißem Haar und Goldkrone, Lessing erscheint in Zylinder und Gehrock und Thomas Mann muß es sich gefallen lassen, daß seine schönsten Perioden erbarmungslos unterbrochen werden. Ungerupft bleibt nur der Dichter Heimreich, der auch auftritt und durch seine Werke die Bühne langsam leert.

Bald finden sich die ersten Gäste ein, und mit akademischem Viertel beginnt Heimreich um 18,15 Uhr mit seiner Rede. Er legt den alten Herren Rechenschaft ab über das, was die „Klio" im letzten Jahre geschafft hat. Er weist darauf hin, daß wir wieder einmal mit der ganzen Schule durch unsere „Spiegelmensch"-Aufführung in Verbindung gekommen sind (freundlich und auch nicht). Dann rechnete er den Anwesenden unwiderleglich vor, daß ein Kliovortrag die Geistestätigkeit der Klianer derart beanspruche, daß durchschnittlich 40 (!) Schnitten Brot auf einem Vortrag vertilgt würden. Mit der Feststellung, daß damit der notleidenden Landwirtschaft geholfen werde und unser Verein auch in der Beziehung wichtig sei, schloß der Vortrag. Dann sprach unser Protektor, Herr Direktor Dr. Bowinckel. Er zeigte die Lebenskraft und Frische der Klio, die stets sich mit wandelte und neu schuf, wenn eine neue Zeit es erforderte. Nachdem dann unser A. H. Dr. Krey gesprochen hatte, und die Vertreter der „Palästra" den alten Freundschaftsbund der beiden Vereine gewürdigt hatten, dem die Ruderriege ein junges Bäumchen" an die Seite stellte, stieg die Aufführung, die ein großer „Publikumserfolg" wurde. Wir veranstalteten dann eine Lotterie, deren Unkosten für uns gering waren: Die Gewinne waren zwei Glas laue Milch. Möge sie den Gewinnern gut bekommen sein. Eichelbrenner.

Ein Turnabend des A.G.T.V. Palästra.

Sieben Uhr abend in der Turnhalle des Christianeums. Nach und nach versammelt sich die Aktivitas des A. G. T. V. Palästra, um wieder einmal nach den Anstrengungen geistiger Arbeit der vergangenen Woche auch den Körper zu seinem Recht kommen zu lassen. Und nichts ist zu diesem Zweck geeigneter als ein regelmäßiges, frisches und strammes Turnen.

Bald hat sich ein jeder umgezogen und turnt diese oder jene Uebung noch einmal durch, bevor angetreten wird. Da schallen plötzlich Kommandolaute durch die Halle: „Angetreten! Stillgestanden! Richt Euch!" Und wie eine Mauer steht die Aktivitas in weißem Turnzeug vor ihrem X. Das Turnen kann beginnen. Es wird in drei Riegen geturnt und zwar zu Beginn eine halbe Stunde Reck oder Barren. Es ist eine Freude, die tadellosen Kippen zu sehen; prächtige Handstände werden gemacht und glänzende Riesenschwünge gedreht. Aber auch vieles muß gelernt werden, denn selbstverständlich kann nicht jeder gleich ein Meister im Turnen sein; nur der Mut und die Energie dürfen nicht fehlen.

Nachdem man eine halbe Stunde seinen Körper aufs äußerste angespannt hat, müssen die einzelnen Gelenke gelockert werden. Da ist es eine Wohltat, Freiübungen zu machen. Natürlich haben diese Uebungen nur ihre Wirkung, wenn sie vorschriftsmäßig ausgeführt werden. Und daher ist denn auch ein jeder bestrebt, bei diesen Uebungen sein Letztes herzugeben.

Nach den Freiübungen wird an einem zweiten Gerät geturnt, und zwar wird meistens ein Sprunggerät gewählt, wie z. B. Pferd, Bock, Kasten usw. Auch hier liegt wieder ein gewisser Anreiz zu Leistungen, denn jeder möchte ebenso gut über das Pferd springen können, wie sein Freund. Man sieht daher auch hier tadellose Grätschen, Hocken, Hechtsprünge usw. Nachdem auch an diesem Gerät alle Uebungen durchgeturnt, wird wieder angetreten und mit einem kräftigen „Gut Heil" zum Kürturnen weggetreten.

Aber kaum ist das Kommando verhallt, da läßt der Fuchsmajor seine Füchse (Paläftriten im 1. und 2. Semester) antreten, um sie zu schleifen. Mit der größten Gerissenheit holt der Fuchsmajor die letzten Kräfte aus den Füchsen. Wie mancher Tropfen Schweiß ist da schon vergossen worden. Der Erfolg blieb aber nicht aus, denn stolz berichtet der Fuchs am nächsten Sonnabend, daß er wieder zwei Klimmzüge mehr machen kann. Und schon viele Paläftriten sind durch diesen Schliff stark und kräftig geworden.

So wird Sonnabend auf Sonnabend geturnt, getreu unserem Wahlspruch: „mens sana in corpore sano". Denn ein gesunder, freier deutscher Geist, muß in einem gesunden, kräftigen und gestählten Körper wohnen. Das

verlangt eben, daß wir neben der geistigen Ausbildung auch den Körper nicht vernachlässigen. Denn das Vaterland schaut auf uns. Wir sind bestimmt, ein neues Deutschland zu bauen, und wollen wir diese Hoffnung erfüllen, so müssen wir schon früh tun, was in unseren Kräften steht, um zu kräftigen deutschen Männern zu werden, wie die waren, die heute im blutgedüngten Boden der Schlachtfelder der ganzen alten Welt ruhn.

Günther Neidhardt.

Ruderriege.

Bootstaufe.

Nach jahrelangem Sparen ist es uns endlich gelungen, unser bislang höchstes Ziel zu erreichen, nämlich einen Vierer unser Eigen zu nennen. Lachender Sonnenschein lag auf dem Steg des R. C. Favorite-Hammonia, als am 14. September vier Ruderer, jeder im peinlich sauberen Dreß und mit einem Riemen bewaffnet, an dem reichgeschmückten, schnittigen Boot die Ehrenwache hielten. Mit wieviel Schwierigkeiten es verknüpft war, das Geld für das Boot — 1500 RM. hat es gekostet! durch freundliche Spenden, Veranstaltungen und Beiträge der Riege aufzutreiben, führte unser Herr Protektor, Herr Dr. Kohbrok, in seiner Taufrede aus. Dann trat Fräulein Wanda Peters vor, um den feierlichen Taufakt zu vollziehen. Ihre passenden Geleitworte seien hier wiedergegeben:

„Daß deutsche Jugend du ertücht'gen mögest
und näher bringst dem schönen Vaterland
mit seinen Seen und Wasseradern,
und daß du feste Kameradschaft schmiedest
im harten Kampf auf der Regattabahn,
das wünsch ich dir auf deinem Lebenswege.
Glück ab, Christianeum!"

Darauf nippte sie an dem Sektkelch und zertrümmerte ihn mit wohlgezieltem Schwung am Bug des „Christianeum". Nun übergab unser Protektor das Boot dem 1. Vorsitzenden der Riege, Helfer, zu treuen Händen. Dieser nahm es dankend an, indem er u. a. sagte, daß das Boot einen Kern dastelle, um den sich das Leben der Riege kristallisieren würde. Die anschließende Tauffahrt vollzog sich mit der tüchtigen Trainingsmannschaft: Helfer, Bülck, Grelck, Meißner und am Steuer unsere Taufpatin, die sich ihrer nicht leichten Aufgabe mit großem Geschick entledigte. Die Mannschaft fuhr einen bestechenden Stil und machte auf die Zuschauer auf dem Steg und Ufer einen unvergeßlichen Eindruck. Unter Beifallsklatschen glitt der Vierer nach kurzer Fahrt wieder an den Steg. Nun begaben sich die zahlreichen Freunde der Riege in die gemütlichen Klubräume, in denen eine schmissige Kapelle zum Tanz aufspielte. Man schwebte durch den Saal und sogar auf den Balkon. Es war die reinste „Mondnacht auf der Alster"! Eine Tombola ohne Nieten erfreute sich lebhaften Zuspruchs, da eine Menge kostbarer Gewinne zum Kauf eines Loses reizte. Erst spät zerstreute man sich, voll des Eindrucks dieses schönen Festes!

Philipp, K. Grelck. U II g.

Regatta!

Trübe schwere Wolken hängen vielsagend am Himmel, nette Aussichten! Doch dieses kann mir meine heitere Stimmung nicht nehmen, denn die Ruderriege soll am heutigen Sonntag auf der Verbandsregatta starten! Nach einem fabelhaften Imbiß — ich hatte mich vorsichtshalber vorher bei einem sieggewohnten Rennruderer nach der Anzahl und Beschaffenheit der Gänge erkundigt — strebte ich unserem Klubhaus zu. Am Bahnhof traf ich unseren Trainer. So ein Trainer hat für jeden in jeder Lebenslage eine Beschäftigung. So auch heute am frühen Morgen. Er hatte mir die schöne Aufgabe zugedacht, der Frau des Autobesitzers einen Blumenstrauß zu überreichen. Wir fuhren nämlich im Auto, das uns freundlicher Weise zur Verfügung gestellt war, zum Kampfplatz. Ich hatte nun also meinen Auftrag weg, den ich nicht gerade „astral" fand. Meine Kameraden wurden als Polsterer angestellt, sie mußten nämlich das Auto mit Matratzen, Kissen und Decken wohnlich machen. Während ich nun nach Blumen fahndete, stöhnten sie unter ihrer Last. An gewöhnlichen Tagen beherbergte unser Auto ganz gewöhnliche Kartoffeln. Als ich nun zurückkam, machte das Auto einen ganz behaglichen Eindruck. Nachdem ich mich meiner Mission mit der nötigen Würde entledigt hatte, sprangen die Pferdekräfte an, und der Wagen ratterte los. Es war zu Anfang reichlich eng, ja, ich hatte geglaubt, daß garnicht alle auf dem Wagen Platz finden würden. Aber schnell, sehr schnell, waren wir zusammengeschüttelt, sodaß jeder saß, zwar dicht zusammengedrängt, aber dafür warm und unter Windschutz. Nur die Eckposten hatten unter dem schneidenden Wind zu leiden, der uns beim Eindringen in die Provinz entgegenwehte. Anfangs hatte es großen Krach gegeben, wenn einer mit seinen Beinen einem Kameraden zu nahe kam, doch bald löste es Entrüstungsrufe aus, wenn einer seine Beine in dem wirren Durcheinander derselben anders lagern wollte. Doch diese Kleinigkeiten konnten uns nicht verdrießen, zumal ein vorsintflutliches Grammophon ein Frühstück versprach. Der Kasten wurde aufgedreht und ein flotter Marsch aufgelegt. Doch statt Marschmusik entwanden sich quietschende, gurgelnde Laute dem Kasten. Bei jedem Ruck, jedem Schlagloch

hupfte die Nadel auf der Platte umher, immer neue Laute hervorlockend. Dieses Frühkonzert wurde unter allgemeinem Gelächter eingestellt.

Nach heiteren Schmerzen, verfrorenen Gesichtern und verlagerten Knochen hatten wir schnell unser Ziel erreicht. Nach einigen Gehversuchen war man soweit in Takt, um das Gelände erkunden zu können. Es lagen dort eine große Anzahl Boote auf der Wiese, doch konnten wir unser neues, eigenes Boot trotz eifrigen Suchens lange nicht finden. Endlich entdeckten wir es in einem Schuppen verstaut, dessen Schlüssel nicht aufzutreiben war. Wir bewunderten unser fabelhaftes Boot aus der Ameisenperspektive, die uns durch das Fehlen der Türschwelle ermöglicht wurde. Wir zogen uns in den freundlichen Umkleideräumen des Einfelder Ruderhauses um. Inzwischen hatte sich der Schlüssel mit der eintreffenden Regattaleitung eingefunden. Schnell war das teure **„Christianeum"-Boot** zu Wasser gebracht. Allgemeine Aufmerksamkeit erregten wir, als wir im schnittigen Boot mit den hübschgezeichneten weißen Riemen zu einer kurzen Probefahrt in See stachen. Nachdem wir von unserem Wirkungskreis, dem Einfelder See, einen nicht gerade anheimelnden Eindruck bekommen hatten, — das Wasser war sehr hart, d. h. es war ein ziemlicher Wellengang — begab sich die Autogemeinde ins Strandhotel, um das bestellte Mittagessen gemeinsam einzunehmen.

Der Himmel war mit dicken schwarzen Wolken verhängt, ein leichtes Rieseln setzte ein. Der See kochte, nette Aussichten! Es stand von vornherein fest, daß wir mit unserem Stil auf so ungewohntem harten Wasser nicht bestehen konnten. Wir waren auf Stilruderrennen eingedrillt und nur für Hamburg und Einfeld noch zu anderen Rennen gemeldet, da wir in Lübeck und später auch in Hamburg im ersten Stilruderrennen ohne Gegner waren, und als Belohnung für das Training auch starten sollten. So fehlte uns die Ausdauer. Gegen unsere Gegner konnten wir nichts ausrichten, da sie wiederum Spezialisten in ihrem Rennen waren. Trotzdem wurden wir in Hamburg drittes Boot von sieben. Uns fehlte eben der Schliff des Rennruderns ohne Berücksichtigung des Stils und dann war die Mannschaft im Gesamtgewicht ihren Gegnern unterlegen. Da gleich nach der Hamburger Regatta Nennungsschluß für Einfeld war und wir endlich in unserem Fach Gegner hatten, wurde für den ersten Schülervierer kaum trainiert. Na, wir gingen also aussichtslos an den Start.

Zuerst blieben wir zurück, schließlich aber setzten wir unter dem Gebrüll der Schlachtenbummler zum Endspurt an, um viertes Boot von neun Gegnern zu werden. Unser Trainer verordnete Magenruhe. Die Kameraden vom S. R. V. Wandsbek und S. R. V. Ottensen hatten ihre Rennen gewonnen und konnten sich umziehen. Wir mußten noch im 1. Stilruderrennen starten. Es mußte gesiegt werden. Wir wollten zeigen, daß unsere Alleinmeldung an den anderen Regattaplätzen berechtigt war und wir mit Recht als gefürchteter Gegner galten. Dann mußten wir auch unserem Trainer durch einen Sieg für seine Mühen lohnen und zu guter Letzt wollten wir nicht als schwarze Schafe zwischen Siegern heimwärtsfahren. Also traten wir unser Rennen mit dem nötigen moralischen Plus an. Wir hatten doch nicht fast zwei Monate viermal wöchentlich und jeden Sonntag gerudert, um im Verlauf des knapp zehn Minuten währenden Rennens zu verlieren! Also ran an den Feind. Es klappte alles. Das Boot lief am Schnürchen. Stolz wie die Spanier legten wir als erstes Boot unter Beifallsklatschen an den Steg. Unser Trainer beglückwünschte uns freudestrahlend. Doch w i r strahlten n i c h t, denn unser Steuermann hatte sich durch ein Mißverständnis mit der Schiedsrichterbarkasse versteuert. Dieses Versteuern kostete uns 15 wertvolle Punkte. Doch als die Barkasse anlegte, stellte sich heraus, daß wir trotzdem gesiegt hatten. Also unsere dominierende Stellung als Stilruderkanonen war durch diesen Sieg bestätigt und gefestigt. Das erfüllte uns mit Freude. War es doch der erste Sieg, den die Ruderriege seit ihrer Gründung auf einer offenen Verbandsregatta erringen konnte. Dazu noch im eigenen ersten Boot. Einfach herrlich! Nach der Preisverteilung begaben wir uns in gehobener Stimmung zu unserm Wagen und fuhren über Neumünster, wo wir Kaffee tranken und Abendbrot aßen, und über Bad Bramstedt, wo wir in den dortigen Jahrmarkt erst die richtige Stimmung brachten, mit Gesang, Witzen und Lachen nach Hamburg zurück. „Astral".

Schulnachrichten.

Seit dem Erscheinen der letzten Nummer des „Christianeers" verzeichnet die Schulchronik folgende Ereignisse:

Der 1. Juli sollte als Tag der Befreiung des Rheinlandes von fremden Truppen nach einem Erlaß des Herrn Ministers schulfrei sein. Das Christianeum beging diesen Tag, indem Schüler, Eltern und Lehrer gemeinsam mit einem Sonderdampfer nach Moorburg fuhren und von dort in die Haake gingen, wo sie sich zu einer eindrucksvollen Feier zusammenfanden. Nach einer kurzen Ansprache des Herrn Direktors, der auf die Bedeutung des Tages hinwies und von seinen eigenen Erlebnissen aus der Besatzungszeit erzählte, wie-

derholte die U. I. r. noch einmal ihre Freilichtaufführung von Wallensteins Lager", diesmal nicht im Dünengelände, sondern in einem entzückend gelegenen, im schönsten Buchengrün prangenden Talkessel. Wie in Puan Klent, so fand auch hier die gelungene Aufführung starken Beifall. Diese Feier ist sicher allen Teilnehmern ein stärkeres Erlebnis gewesen als wie es eine einfache Feier in der Aula gewesen wäre. Fröhlich und unbeschwert — es gab ja keine Zeugnisse — ging es dann am andern Tag in die großen Ferien, die bis zum 8. August dauerten.

Am 11. August fand in der festlich geschmückten Aula unsere Verfassungsfeier statt. Vaterländische Lieder, Gedichte und Sprechchöre umrahmten die Festrede, in der Herr Studienrat Schröder nach einem geschichtlichen Rückblick auf den Kampf um den Rhein die Befreiung des Rheinlandes von den Besatzungstruppen als deutschen Erfolg feierte.

Am Tage vorher errang bei dem Primaner-Redewettbewerb in der deutschen Hochschule für Politik in Berlin der Oberprimaner des Christianeums Rudolf Halver den fünften Preis.

Am 28. August wurde in einer schlichten Feier in der Aula Herr Studienrat Dr. Schmid aus der Schulgemeinde entlassen. Nachdem Herr Direktor dem Scheidenden für seine erfolgreiche Arbeit am Christianeum gedankt hatte, verabschiedete sich Herr Dr. Schmid mit bewegten Worten von der Anstalt. Abschiedslieder des Chores gaben ihm das Geleite.

Am 30. August fand das nun schon wieder zur Tradition gewordene Schulfest in Pinneberg statt, die Schulzeitung berichtet darüber.

Am 1. Oktober trat Herr Studienrat Dr. Dahms infolge seines Augenleidens, das ihn in den letzten Jahren schon oft vom Dienst ferngehalten hatte, in den vorzeitigen Ruhestand. Auch ihm dankt die Schule für seine langjährige Arbeit von Herzen. Die besten Wünsche der Schulgemeinde für sein persönliches Wohlbefinden begleiten ihn in den Ruhestand.

Am 2. Oktober wurde im Christianeum die Reifeprüfung für Extraneer abgehalten. Die Klassen benutzten den Tag zu Wanderungen.

Die Herbstferien dauerten vom 4. bis zum 17. Oktober. Ueber Schülerreisen in diesen Ferien berichtet der „Christianeer" in der heutigen Ausgabe.

Der 31. Oktober als Reformationstag war wie alljährlich schulfrei.

Die furchtbaren Bergwerkskatastrophen bei Alsdorf und im Saargebiet veranlaßten die O. II. g. zu einer Morgenfeier, über die auch in dieser Nummer berichtet wird. Die Feier wurde zu einer Stunde des Gedenkens und der ernsten Besinnung.

(Anmerkung der Redaktion: Welche Klasse veranstaltet die nächste Morgenfeier?)

Sportbericht.

Das Tennisturnier an unserem Schulfest.

Wie schon in manchen Jahren, so wurden auch diesmal in Pinneberg die Tennismeisterschaften des Christianeums ausgespielt. Es waren außerordentlich viele Nennungen eingegangen, und um auch den geringeren Spielern nicht von vornherein alle Chancen zu nehmen, wurden die Kämpfe in zwei Klassen ausgetragen. So waren in der A-Klasse sechs und in der B-Klasse vierzehn Spieler. Außerdem hatten sich noch acht Paare für das Doppelspiel gemeldet. Der Pinneberger Lawn-Tennisklub, der uns freundlicherweise die beiden Plätze in der „Eiche" zur Verfügung stellte, konnte diese leider nur bis mittags entbehren. Die Zeit war also äußerst knapp, und daher fingen wir morgens neun Uhr mit den ersten Spielen an. Das herrliche Wetter war ausschlaggebend für die ganze Stimmung: Jeder war gut gelaunt und sah mit mehr oder weniger großem Optimismus seinem Kampf entgegen.

Als noch kaum der Frühnebel verflogen war, traten schon die ersten Ueberraschungen ein: Stuth (U. I. g.) schlug Möller (O. II. g.) überlegen 6 : 1, 6 : 2, ebenso Koop (O. II. g.) Raabe (O. I. g.) 6 : 0, 6 : 1, also waren Stuth und Koop jetzt in der Zwischenrunde der A-Klasse. Um ihnen etwas Ruhe zu gönnen, kamen erst einige B-Spiele zur Durchführung: Es siegten in der Vorrunde Kohbrock (U. I. g.) über Riebenstahl (O. III. r.) 6 : 3, 6 : 3; Ahlfeldt (O. II. g.) über Niebuhr (O. I. r.) 5 : 7, 6 : 1, 6 : 3; Korndörfer (O. III. r.) über Heimreich (O. I. g.) 6 : 3, 6 : 4 und Elingius (O. I. r.) über Nemnich (U. I. g.) 6 : 1, 7 : 5. Es hatten sich also bisher für die Zwischenrunde Kohbrock, Ahlfeld, Korndörfer und Elingius qualifiziert. In der A-Klasse siegten weiter Koop über Mathiessen (O. I. g.) 6 : 1, 6 : 1 und Stuth nach hartem Kampf über Rose (O. I. r.) 3 : 6, 8 : 6, 6 : 3. Die beiden Pinneberger Stuth und Koop standen sich also in der Schlußrunde gegenüber. Koop ging mit einem 6 : 1-, 6 : 1-Sieg als bester Spieler des Christianeums aus dem Kampf hervor und ein schöner silberner Becher war der Lohn seiner Leistungen. Stuth, der gegen Rose wohl den spannendsten Kampf des Tages lieferte, brachte als Trophäe einen Ascher mit Streichholzbehälter nach Haus.

Obwohl die A-Klasse fertig war, blieben noch über die Hälfte der Spiele nach. Fast

unmerklich war die Zeit fortgeschritten, und es fing schon an, sehr warm zu werden. Immer klarer wurde es, daß wir nicht fertig wurden, wenn so weiter gekämpft wurde. Daher wurden zunächst die Sätze von 6 auf 5 Spiele gekürzt.

Durch die Siege Thomas (O. II. g.) über Gellhorn (O. III. r.) 5 : 2, 2 : 5, war die Vorrunde der B-Klasse beendet. In der Zwischenrunde wurde nur noch bis 4 gespielt. Es siegten: Thomas über Ketels (O. II. g.) 4 : 0, 4 : 0. Kohbrock über Korndörfer 4 : 0, 4 : 1; Dittrich über Ahlfeld 4 : 2, 4 : 2. In der Vorschlußrunde waren also Thomas, der von Kohbrock 4 : 3, 4 : 2 geschlagen wurde, und Dittrich, der nach heißem Kampf Schierholz 0 : 4, 4 : 3, 4 : 1 schlug. Schierholz hatte Elingius 4 : 2, 4 : 1 geschlagen. Inzwischen war die Hitze fast unerträglich geworden, und so wurde das Endspiel Kohbrock gegen Dittrich vertagt. Es siegte später Dittrich 0 : 6, 6 : 3, 6 : 2. Im Doppelspiel mußten leider 5 Paare wegen der fortgeschrittenen Zeit auf einen Kampf verzichten. Während Stuth — Koop sich durch einen 6 : 3-, 6 : 1 - Sieg über Möller — Rose in die Schlußrunde spielten, kamen Raabe — Mathiessen kampflos hinein. Das Paar Stuth — Koop siegte glatt 6 : 1, 6 : 1, so daß sich auch hier die beiden Pinneberger die Preise, nämlich eine silberne Zigarettenspitze und ein Buch, sicherten.

Gegen 11,30 Uhr war das Turnier beendet; es war eine schöne Einleitung für das Schulfest. Es herrschte ein fröhlicher, ungezwungener Ton auf den Plätzen, und dieser Morgen hat sicher die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schüler gefördert. Er war nur möglich durch das Schulfest, möge es nie verloren gehen! Nemnich.

Sportliche Erfolge.

Auch in dieser Nummer können wir von einer großen Anzahl sportlicher Erfolge berichten.

Das deutsche Reichs-Jugend-Abzeichen erwarben: Albert Brüggmann U. I. r., Walther Schacht U. I. r.

Das deutsche Turn- und Sport-Abzeichen erwarben: Fritz Ohlsen O. I. g.; Walter Helfer U. I. r.; Heiz Lemckau U. I. r.; Günther Neidhardt U. I. r.; Heinz Müller U. I. r.

Sprechsaal.

Eine Entgegnung zu Hennings „Kritischer Betrachtung des Spiegelmenschen".

Ich muß sagen, daß ich Hennigs „Betrachtungen" mit großem Erstaunen las. Nach Beendigung dieser außerordentlich aufregenden Lektüre von Hennig erfüllte mich eine große Traurigkeit, nicht um Hennig, sondern um den armen Werfel.

Eigentlich hat es ja keinen Sinn, etwas auf diese maßlos einseitige Kritik zu erwidern. Aber ich nehme das Martyrium einer Gegenschrift doch auf mich, um den Unwissenden, die sich vielleicht durch Hennigs Schmähschrift haben gefangennehmen lassen, eine andere Meinung vorzusetzen. Und dann liegt es ja auch an der Klio, zu zeigen, daß sie kein „unmoralisches, minderwertiges Drama eines psychoanalytisch stark angekränkelten Hirnes" zur Aufführung bringen wollte. Hätte Hennig eine Kritik der Aufführung geliefert, und wäre sie noch so bissig, wir hätten sie still ertragen und uns gesagt: Nächstes Mal wird es besser. (Ich meine natürlich die Aufführung.) Aber es wirkt doch außerordentlich belustigend, wenn ein Primaner mit derartig nichtigen Beweisen das Werk eines großen Dichters heruntermacht und sich so ungeheuer erhaben fühlt, den armen Dichter fortwährend mit dem Epitheton „Herrn" zu beehren. Außerdem möchte ich Hennig bitten, den theatralischen Ruf „Wir lehnen das Werk ab" etwas zu mildern in „Ich lehne das Werk ab". Berechtigt wäre der Ruf, hätte Hennig bereits eine Gemeinde von Antispiegelmenschen um sich versammelt.

In den ersten drei Vierteln der Betrachtung ergeht sich Hennig in wilden Schmähruf en und kündigt an, daß die schlagenden Beweise bald kommen werden. Und siehe, sie kommen doch noch im letzten Viertel.

Hennig schreibt: „Zuerst etwas rein Aeußerliches; das Mixen alter und modernen Ausdrücke, alter und moderner Lebensanschauungen usw." Erstens ist das Mixen alter und moderner Lebensanschauungen nicht im geringsten etwas „Aeußerliches". (Wo werden übrigens im Spiegelmenschen Lebensanschauungen gemixt?) Und dann hat Hennig wohl kein Empfinden dafür, wie merkwürdig gerade diese antikmodernen Worte zu dem Phantastischen, halb Wahren, halb Märchenhaften des Dramas passen. Außerdem möchte ich behaupten, daß Goethe, „den die deutsche Nation ihr eigen nennt", im Faust ebensoviel auf „ausgefallene" Fremdwörter gereimt hat wie Werfel, wie überhaupt gewisse Parallelen zu ziehen sind zwischen diesen beiden merkwürdigen Dramen. Der Spiegelmensch kann nur in solchen Worten sprechen. Immerhin kann ich es verstehen, wenn jemand Werfels Sprache oder

überhaupt den Expressionismus ablehnt. Das ist ja auch nur rein äußerlich.

Denn nun kommen die richtigen Beweise. Und, man soll es kaum glauben, der Beweis besteht darin, daß Hennig die unmoralische Handlungsweise des Thamal anstößig findet. Mein lieber Hennig, auch ich finde das sehr anstößig von Thamal. Aber, das ist doch kein Beweis, daß Werfel dieses unmoralische Handeln für ein Ideal hält, das in diesem Drama verherrlicht werden soll. Es ist vielmehr ein schlagender Beweis, daß Hennig auch nicht im geringsten den Sinn der Dichtung verstanden hat. Nach dem, was Hennig über den „Spiegelmenschen" schreibt, muß ich annehmen, daß er das Drama überhaupt nicht zu Ende gelesen hat, denn am Schluß findet dieses „unmoralische" Verhalten Thamals durch eine Erklärung eine herrliche Auflösung. Man könnte das Werk des Dichters geradezu eine „Kritik zu dem bestehenden sittlichen Verhalten der Menschen" nennen, abgesehen von den großen Wahrheiten und dem tiefen, religiösen Ernst des Dichters. So wie es den ichsüchtigen Thamal zur Erlösung führte, kann es auch für manchen Leser eine Offenbarung werden.

Im übrigen muß eine Kritik ganz anders sein. Hennigs Betrachtung ist zu 90 % ein sinnloses Geschimpfe, ein erhabenes, kaum zu ertragenes Bespötteln und ein Herumschleudern von unverstandenen Fachausdrücken.

Es ist, ich möchte fast sagen, ein Beschmutzen eines Werkes, kein Kritisieren, denn sämtliche Unterlagen fehlen. Und der Beweis, der in den letzten Zeilen folgt, ist einfach kein Beweis, sondern bezeugt nur das völlige Mißverstehen der Dichtung.

Ich möchte dem Kritiker raten,, bei der nächsten Kritisieren eines Werkes in die Einsamkeit zu gehen und sich mit seinem eigenen Spiegelmenschen auseinanderzusetzen, um geläutert und stark, die Kraft aufzubringen, etwas objektiv und ehrlich zu beurteilen. Vielleicht kann er uns einmal etwas Besseres bringen.

Jens Heimreich (O. I. g.)

Nachwort des Beraters.

Als neugewählter Berater habe ich die Redaktion des „Christianeers" gebeten, mir diesen Raum zur Verfügung zu stellen für einige Bemerkungen, die mir notwendig erscheinen:

Zunächst ist es mir ein Bedürfnis, dem Gründer und ersten Berater des „Christianeers", Herr Dr. Schmid, auch an dieser Stelle ein herzliches „Lebewohl!" zuzurufen und ihm zu sagen, wie wir schon bei dieser ersten Nummer, die ohne seine Mitwirkung erscheint, seinen bewährten Rat vermißt haben. Was das Christianeum an Herrn Dr. Schmid verloren hat, wird an anderer Stelle dieser Nummer ausgeführt. Hier sei ihm noch einmal der Dank dafür ausgesprochen, daß er, wie so manches andere an unserer Schule, so auch diesen „Christianeer" ins Leben gerufen und aus der Taufe gehoben hat. Nun ist er — wie ein Papagei, den es nach dem Süden zieht, — in seine schwäbische Heimat davongeflogen und hat uns dies Kind hinterlassen. Und da Kinder, wenn sie einmal da sind, bekanntlich groß werden müssen, so muß auch unser „Christianeer" jetzt wachsen und groß werden. Ob er mit den bisher erschienenen drei Nummern schon seine Daseinsberechtigung erwiesen hat, mögen die Leser entscheiden. Die Redaktion ist sich wohl bewußt, daß diese Nummern nur unzulängliche Versuche waren und einer hohen Kritik kaum standhalten werden.

Daß aber der „Christianeer" als Schulzeitung nicht wieder verschwinden darf, sondern weiter ausgestaltet werden muß, das ist nicht nur die Ueberzeugung seiner Gründer und Freunde, sondern das ergibt sich auch aus einem Ministerialerlaß vom 25. April 1930. In diesem Erlaß heißt es u. a.: „Jede Schule gibt — anstelle der bisherigen Jahresberichte — gedruckte Mitteilungen heraus, die den Eltern der Schüler in geeigneter Weise Einblicke in die Arbeit der Schule gewähren. Diese Mitteilungen sollen eine lebendige Verbindung der Schule mit dem Elternhaus ermöglichen, die Eltern über Wege und Ziele der Schule aufklären und sie zu tatkräftiger Mitarbeit heranziehen. Ihre Ausgestaltung überlasse ich der Entschließung der einzelnen Schule." Es wird dann hingewiesen auf neue Formen, die solche Mitteilungen an einzelnen Schulen schon gefunden haben (Beteiligung von Schülern, Beigaben von Abbildungen und Schülerarbeiten usw.). Nach diesem Erlaß werden also die Jahresberichte in der bisherigen Form mit den vielen statistischen Angaben über Lehrer und Schüler, über fremdsprachliche Lektüre und Aufsatzthemen, Berichte, die ja immer wenig lebendig waren, nicht mehr gedruckt werden. Was an ihre Stelle treten soll, wird der einzelnen Schule überlassen; jede Schule wird da ihre besondere Form finden müssen.

Nun, das Christianeum braucht nach einer solchen neuen Form nicht erst zu suchen. Es hat ja schon seinen „Christianeer“, der bereits im Geleitwort seiner Probenummer das als seine Aufgabe bezeichnete, was auch nach dem eben erwähnten Erlaß der Sinn solcher Schulzeitungen sein soll. Soll unsere Zeitung freilich diesen Sinn erfüllen, soll sie wirklich — wie es im Geleitwort hieß — „das Gemeinschaftsgefühl zwischen allen, die zum Christianeum gehören, pflegen“, dann werden in Zukunft neben den Schülern und Lehrern auch die Eltern und Freunde der Anstalt, die doch auch zur Gemeinschaft des Christianeums gehören, nicht zuletzt auch die ehemaligen Schüler am „Christianeer“ mitarbeiten müssen, damit er wirklich das Organ wird, das alle Glieder der Schulgemeinschaft miteinander verbindet. Zu den Beiträgen der Schüler, die auch weiterhin das Kernstück der Zeitung bilden sollen, werden Mitteilungen der Schule kommen, Beiträge der Eltern und ihrer Vertretung, des Elternbeirats — letzteren bitten wir um besondere Unterstützung —, Nachrichten der Schülervereine, der ehemaligen Christianeer, und zwar nicht amtliche Mitteilungen in bürokratischer Form, sondern lebendige Berichte, Meinungsäußerungen, Anregungen (der Sprechsaal wartet auf viele „Eingesandts“), kurz alles, was ein Christianeer auf dem Herzen hat, sei er ehemaliger oder jetziger Schüler, sei er Vater oder Mutter oder Lehrer, soll im „Christianeer“ Aufnahme finden.

Will aber eine Zeitung heute Leser finden, muß sie illustriert sein. Einen schüchternen Versuch machen wir in dieser Nummer; er wird fortgesetzt werden. Daher ergeht an alle Künstler unserer Schulgemeinde (Zeichner, Maler, Photographen) die Bitte: Helft uns und gebt uns Eure Zeichnungen oder Lichtbilder, wenn sie wertvoll sind, und wenn ihr meint, daß sie der Schulgemeinschaft des Christianeums etwas zu sagen haben.

Zur Pflege der Gemeinschaft gehört auch Pflege der Tradition und Interesse für die Geschichte der Gemeinschaft. Um Interesse für die Geschichte des Christianeums zu wecken, werden wir in Zukunft Berichte aus der Vergangenheit der Schule bringen. In welcher Form das gedacht ist, mag die Erinnerung von Schumacher zeigen, die diese Nummer enthält. Hier habt Ihr ehemaligen Christianeer eine dankbare Aufgabe, wertvolle Erinnerungen aus Eurer Schulzeit für die folgenden Generationen festzuhalten. Wir erwarten Eure Beiträge.

Und nun noch ein Wort an alle diejenigen, die schon Freunde des „Christianeers“ sind oder es noch werden wollen. Solch eine Zeitung kostet Geld; kostet, wenn sie so ausgestaltet und ausgebaut werden soll, wie es hier gezeigt ist, wenn sie vor allem mit Bildern geschmückt werden soll, — **viel Geld.** Wir haben bisher gegen alle Gesetze der Wirtschaft — darauf losgewirtschaftet, haben unsere Zeitung in den Druck gegeben und uns über — wie sagt man doch so schön — die „Rentabilität“ keinerlei Gedanken gemacht. Als Folge trat das ein, was der Quartaner als Regel lernt: pecunia nos deficit. Es wird deshalb unsere wichtigste Aufgabe sein müssen, nachdem nun die Zeit der Probenummern vorbei ist, die Zeitung auch finanziell auf gesunde Grundlagen zu stellen. Der Staat kann in dieser Notzeit für solche Zwecke kaum Mittel zur Verfügung stellen. Daher geht unsere Bitte an alle, die mit uns der Meinung sind, daß der „Christianeer“ eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat, uns mit Rat und Tat zu helfen: Wir sind dankbar für alle guten Ratschläge, die die geschäftlichen Dinge betreffen; vielleicht findet sich ja unter den Lesern des „Christianeers“ ein Freund, der als vir peritissimus verum oeconomicarum uns hilft.

Allen unsern Lesern und Freunden aber rufen wir zu: Helft uns durch die Tat! Kauft den „Christianeer“! Empfehlt ihn allen Freunden der Schule! Und sorgt durch Sonderspenden, die besonders erwünscht und notwendig sind — der Unterzeichnete nimmt sie gern entgegen —, für die Erhaltung und für den weiteren Ausbau der Schulzeitung des Christianeums, damit wir dahin kommen, daß Eltern, Lehrer, ehemalige und jetzige Schüler sich das Christianeum ohne den **„Christianeer“** gar nicht mehr denken können.

Studienrat Schröder.

Spenden für den „Christianeer“

können eingezahlt werden beim Altonaischen Unterstützungs-Institut auf Konto: R G 6585.

ANTON SEND'S BUCHHANDLUNG
Altona, Königstraße 145
Fernspr.: D 2 Klopstock 2104
empfiehlt zum bevorstehenden Weihnachtsfest ihr reichhaltiges Lager in
Geschenkliteratur und Jugendschriften
für jede Altersstufe u. in jed. Preislage. Insbesondere sei hingewiesen auf die **neuen wohlfeilen Volksausgaben** von hervorrag. Werken der deutschen u. der Weltliteratur eleg. gebunden zu den billigen Preisen von M. 1.30 bis 3.75
Mein prächtig illustr. Jugendschriften-Katalog gelangt rechtzeitig vor dem Fest zur Versendung

Huthaus Rusolt
Altona, Holstenstraße Nr. 67
Führendes Schülermützen-Geschäft am Platze!
Vorschriftsmäßige Schülermützen
sämtlicher Altonaer Schulen
trotz best. Ausführung nur Mk. 4.50
mit breiter Tresse 50 Pfennig mehr.

Das Neue Universum!
Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden, Abenteuer. Mit einem Anhang „Häusliche Werkstatt".
Fast 500 Seiten mit über 400 Abbildungen.
In Leinen gebunden nur Rm. 8.50
Der neue 51. Band
traf soeben ein bei der
Buchhandlung J. Harder
Altona, Königstraße Nr. 172-174
neben dem Altonaer Stadttheater

HERM. LORENZEN
Buchhandlung
Altona, Behnstraße 83
Fernspr.: D 2 Klopstock 3590

Papierhandlung
für den Schulbedarf
H. B. C. Siems
(Inhaber: Karl Rothe)
Altona, Königstraße Nr. 143

Fahrradhaus HÜNENBURG
Altona, Rathausmarkt Nr. 3
Führendes Geschäft am Platze!
Inhaber: Walter Schmirt
Magdeburg — Hamburg — Altona

W. MAASS
Pianos, Flügel
Harmoniums
Altona, Königstrasse 130
Lieferant städtisch. Behörden, der Päd. Akademie etc.

Christianeer, bevorzugt bei Euren Weihnachtseinkäufen die Firmen, die in Eurer Schulzeitung inserieren!

Druck: Heinrich Barkow
Altona, Reichenstraße 18